

2/2024

Athene

Magazin der Heidelberger
Akademie der Wissenschaften



TÄUSCHUNGEN

Pere Borrell del Caso, Huyendo de la crítica, 1874, Collection Banco de España, Madrid



**HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN**

Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg

Editorial	S. 3	Aus den Forschungsstellen	
Täuschungen		Ein Yams zwischen zwei Felsen?	S. 40
Zu schön, um wahr zu sein – Fälschungen in Wissenschaft und Kunst		Julia Shrestha	
Henry Keazor	S. 4	Junge Akademie I HAdW	
Freiheitsgarantien in der realen und irrealen Welt des Menschen		WIN-Konferenzen	S. 41
Paul Kirchhof	S. 9	Athena Young Academy Fellowship	S. 42
Mittelalter – als der kreative Umgang mit Fakten noch alles gut werden ließ		Mitglieder	
Bernd Schneidmüller	S. 12	Verstorbene Mitglieder	S. 43
Imaginierte Täuschungen: Verschwörungstheorien		Ehrungen und Auszeichnungen	S. 45
Michael Butter	S. 14	Neuerscheinungen	S. 46
Der Fall des Zoologen Paul Kammerer		Veranstaltungen	S. 48
Thomas W. Holstein	S. 17	Impressum	S. 50
„Alles, was nicht Tradition ist, ist Plagiat“? Eklektizismus, Fälschung, Pastiche und Zitat bei Hugo von Hofmannsthal			
Barbara Beßlich	S. 21		
Täuschung ist menschlich			
Jutta Heinz	S. 24		
Täuschend echt. Manipulierte Funde in der urgeschichtlichen Forschung			
Miriam Noël Haidle	S. 26		
Tödliche Täuschung – zum Mordversuch an König Ruprecht am 20. April 1401			
Heike Hawicks	S. 29		
Wie die Höllenkönige getäuscht werden sollten – das Diamantsütra vom Berg Taipeng			
Claudia Wenzel	S. 31		
Aus der Forschung			
Woran arbeiten Sie gerade, Herr Frie?			
Ewald Frie	S. 34		
Medaillen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften			
Matthias Ohm	S. 35		
Zygmunt Łempicki und die Geschichte der Philologien			
Krzysztof Źarski			
Max Behmer	S. 38		



Lutz Gade

Liebe Leserinnen und Leser,

Täuschungen sind ambivalent! Sie können bewusstes ästhetisches Prinzip in der Bildenden Kunst sein, dessen Erkennen und Entschlüsseln Teil der Rezeption eines Kunstwerkes ist. Täuschungen können Selbsttäuschungen, Fehlwahrnehmungen, Irrtümer sein, denen wir ungewollt und unverschuldet unterliegen. Sie können aber auch die bewusste Manipulation und Verfälschung der Wirklichkeit zum Schaden anderer sein. Alle diese Facetten finden sich in dieser Ausgabe des Athene-Magazins, in dem es um Täuschungen und Fälschungen in Wissenschaft und Kunst geht.

„Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrigbleibt.“ Diese Verwendung des Begriffs der Täuschung in Goethes *Dichtung und Wahrheit* (3. Teil, 11. Buch) verdeutlicht seine Ambivalenz in der Kunst, wie Jutta Heinz von der Forschungsstelle „Goethe-Wörterbuch“ in ihrem Beitrag zu diesem Heft betont. Den Täuschungsbegriff in Form von Selbsttäuschungen, Irrtümern oder Selbstbetrug findet man vielfach in Goethes Werk, sowohl in Bezug auf die Kunst als auch die Wissenschaft.

Die Korrektur der Realität durch Fälschungen in Wissenschaft und Kunst geschieht mit dem Ziel der Täuschung der wissenschaftlichen Gemeinschaft bzw. der Akteure auf dem

Kunstmarkt, die Henry Keazor einander gegenüberstellt. Beruflicher Ehrgeiz, fachliches Ansehen, und wie Miriam Haidle im Zusammenhang mit Betrugsfällen in der Paläontologie erwähnt, mitunter Nationalstolz sind Triebfedern für gezielte Manipulationen. Dass ein immer wiederkehrendes Muster bei der Aufarbeitung von Fällen wissenschaftlichen Fehlverhaltens die mangelnde Qualität der Dokumentation experimenteller Ergebnisse vor, während und nach ihrer Publikation ist, schreibt Thomas Holstein in seinem Beitrag zu dem vor einem knappen Jahrhundert vielbeachteten Fall des Wiener Zoologen Paul Kammerer. Kammerer war Anhänger der Lamarck'schen Vorstellung, dass die im Laufe des Lebens eines Organismus erworbenen Eigenschaften an nachfolgende Generationen übergangen. Dazu – so die Beschuldigung, die er bis zuletzt bestritt – manipulierte er vermeintlich präparierte Geburtshelferkröten, die sein Studienobjekt waren, ein Akt wissenschaftlicher Täuschung, dessen Entdeckung und die Konsequenzen daraus im Selbstmord endeten.

Henry Keazor weist ebenfalls daraufhin, dass es im Wesentlichen zwei Triebkräfte für Täuschungen und Betrug in Wissenschaft und Kunst gibt: Ruhm und beruflicher Aufstieg auf der einen, Gleiches sowie wirtschaftlicher Gewinn auf der anderen Seite. Diese Anreize zu neutralisieren bleibt eine Herausforderung. Ein geschärftes Bewusstsein hierfür und funktionierende Kontrollmechanismen leisten dazu einen Beitrag. Bei aller Wachsamkeit Täuschungen und Fälschungen gegenüber sollte das Ziel die Erhaltung der „Bona-Fide“-Grundannahme sein, die letztendlich dem wissenschaftlichen Arbeiten oder der Rezeption und Vermarktung von Kunst zugrunde liegt.

Aus rechtsphilosophischer Perspektive zeigt Paul Kirchhof den garantierten Freiheitsrechten ihre Grenzen auf, sobald daraus greifbare Handlungen gegen andere folgen. Die Freiheit der Gedanken – auch böser – ist garantiert, und innerhalb dieses Rahmens auch das Recht zum Verfremden und Verschleiern. Gegen Täuschung und Betrug zum Schaden Dritter allerdings kämpft das Recht.

Michael Butter verweist in seinem Beitrag zur Bedeutung von Täuschungen für Verschwörungstheorien auf den vermeintlichen Kontrast zwischen Sein und Schein, ihrer wichtigsten Säule. In ihrem Anspruch, Antworten auf Erkenntnisfragen bereitzustellen, Geschehenes zu erklären und Zukünftiges vorherzusagen, ähneln sie wissenschaftlichen Theorien. Ihre Gegner stellen sie als die Getäuschten dar, denen Ursachen und grundlegende Kausalzusammenhänge verborgen bleiben.

Einen kreativen Umgang mit der Wahrheit pflegte man im Mittelalter, wenn es um die Legitimierung von Gründungsmythen geistlicher oder weltlicher Institutionen ging. Dies betrifft die Stellung der römischen Päpste, Königsurkunden oder die Gründung von Klöstern und Universitäten. Die dazu passenden Urkunden hierzu wurden teilweise nachgeliefert. Diese Manipulation geschah in dem Bewusstsein, damit „die göttlich gewollte Wahrheit herzustellen“, wie Bernd Schneidmüller betont.

Über weitere mögliche Facetten der Täuschung berichten Barbara Beßlich mit Bezug auf das Œuvre Hugo von Hofmannsthals, einem der großen Wiederverwerter bestehender literarischer Werke, Heike Hawicks im Zusammenhang mit der versuchten Vergiftung des deutschen König Ruprechts zu Beginn des 15. Jahrhunderts und Claudia Wenzel am Beispiel der Auslassung eines Teils des Diamantsütra in der Höhlentempelanlage am Berg Taipeng. Das vorliegende Heft abrundend berichtet Ewald Frie über seine Erfahrungen als Sprecher eines geisteswissenschaftlichen Sonderforschungsbereichs, und wir erhalten Einblicke in die Arbeit der Forschungsstellen und der Jungen Akademie.

Lutz Gade

Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

Zu schön, um wahr zu sein – Fälschungen in Wissenschaft und Kunst

I. Einführung

Fälschungen gibt es sowohl in den Natur- wie auch den Geisteswissenschaften: Bei ersteren manifestieren sich diese in Form von wissenschaftlichem Fehlverhalten, bei letzteren z.B. in Form von gefälschten Werken der Bildenden Kunst, der Literatur oder der Musik. Auch wenn in der Bildenden Kunst teilweise selbst mit den Mitteln der Täuschung gearbeitet wird – man denke beispielsweise an die realistische Malerei, in der die Anwesenheit von eigentlich abwesenden Dingen in täuschender Weise suggeriert wird –, ist dies dort nicht nur ausschließlich solange legitim, als dieser Schein transparent gemacht wird, das Publikum also nicht dauerhaft geblendet wird, sondern die Enthüllung ist zudem Teil des Kunstgenusses: Nur weil die Betrachterinnen und Betrachter erkennen, dass es sich um eine Täuschung handelt, können sie deren Qualität einschätzen und würdigen.

Ein wesentlicher Unterschied bei der Auseinandersetzung mit Fälschungen in Natur- und Geisteswissenschaften liegt sicherlich zudem in den Urheberinnen und Urhebern begründet: Während diese im Fall der Naturwissenschaften, wie gleich anhand eines Beispiels zu sehen sein wird, mit der Fachgemeinschaft mehr oder weniger identisch sind, stammen die Fälschungen im Fall der Geisteswissenschaften häufiger (wenngleich durchaus nicht immer) von wissenschaftsexternen Akteurinnen und Akteuren, die zudem weniger primär auf die Wissenschaft als vielmehr auf den Handel abzielen.

Vielleicht aufgrund dessen, vor allem aber wohl wegen angenommener grundsätzlicher Unterschiede zwischen den Fachkulturen – es ist häufig auf den Umstand hingewiesen worden, dass Natur- und Geisteswissenschaften gleichsam auf verschiedenen Instrumenten recht unterschiedliche Melodien spielen –, wurde bislang noch nicht der Versuch unternommen, von deren unterschiedlichen

Warten aus analytisch und vergleichend auf die jeweils bei ihnen anzutreffenden Formen der Fälschung zu schauen. Meine Kollegin, die Astronomin Eva Grebel, und ich sind daher umso dankbarer, dass wir im Wintersemester 2018/19 im Rahmen eines Projekts am Marsilius-Kolleg der Universität Heidelberg gemeinsam einen solchen vergleichenden Blick tätigen durften, von dessen gemeinsam erarbeiteten Ergebnissen ich hier stellvertretend für uns beide berichte.

Denn tatsächlich vermag so jede Fachkultur für sich neue Erkenntnisse zu gewinnen: Mir als Geisteswissenschaftler und Kunsthistoriker z.B. wurde durch den vergleichenden Blick in die Naturwissenschaften deutlich, wie (ungeahnt) groß die Parallelen zwischen Kunstfälschungen und Wissenschaftsfälschungen tatsächlich sein können. Zugleich wurde mir bei dem Vergleich der verschiedenen Disziplinen auch äußerst anschaulich vor Augen geführt, dass die Reduktion von möglichen Anreizen (wie z.B. der Lukrativität) einer der Hebel sein kann, über die man Fälschungen am ehesten in den Griff bekommen könnte. Dies mutet zwar vielleicht auf den ersten Blick als scheinbar banale Einsicht an – gerade aber, wenn man sich Fächer anschaut, in denen Fälschungen aus eben dem Grund der mangelnden Rentabilität so gut wie gar nicht vorkommen, wird einem der durchschlagende Effekt solcher mangelnder Motivationen äußerst konkret und anschaulich vor Augen gestellt.

Damit deutet sich für beide Fachkulturen die Chance an, dank eines vergleichenden Blicks nicht nur erkennen zu können, dass und in welcher Form es Parallelen auf der Ebene der Phänomene und der daraus resultierenden Probleme gibt, sondern auch hinsichtlich möglicher Lösungsansätze. Zu diesem Zweck sollen im Folgenden, basierend auf den von Frau Grebel und mir angestellten Betrachtungen, schlaglichtartig zum einen die Motivationen und Strategien sowohl der Inverkehrbringung von Fälschungen als auch von deren Entlarvung

und Prävention betrachtet werden; zum anderen sollen auch die Schäden, welche die jeweiligen Fälschungen in Kunst und Wissenschaft anrichten können, thematisiert werden. Auf der Grundlage dieser betrachteten Punkte sollen zuletzt ein kurzer Ausblick getätigt und weiterführende Fragen formuliert werden.

II. Fälschungs-Motivationen

Im Bereich der Naturwissenschaften lässt sich hier eine ganze Reihe an Motivationen auflisten wie z.B. der Wunsch, die Realität korrigieren zu können: Experimente liefern nicht immer das gewünschte Ergebnis, weshalb die entsprechenden Daten manipuliert und ver- bzw. gefälscht werden. Dahinter können wiederum Geltungs- und Ruhmessucht oder auch der Druck stehen, Erfolge präsentieren zu können, um den Erhalt von Forschungsmitteln zu legitimieren bzw. zu sichern. Begünstigt werden kann ein solches Verhalten durch die überhebliche Überzeugung, dass man bei dem Betrug sowieso nicht ertappt werde. Ein prägnantes Beispiel für solche Motivationen bietet der Fall von Jan Hendrik Schön, einem 1970 geborenen deutschen Physiker, der auf den Gebieten der Nanotechnologie und Festkörperphysik forschte. Hier schienen dem 31-Jährigen ab dem Jahr 2001 in rasanter Folge bahnbrechende Ergebnisse zu gelingen, die er in entsprechend dichter Frequenz (im Durchschnitt jede Woche in einem Artikel) bei renommierten Fachzeitschriften wie „Nature“ und „Science“ publizierte. Im selben Jahr wurden jedoch im Fachkollegium erste Zweifel an diversen Veröffentlichungen laut, da dort mitgeteilte Messdaten – ganz im Sinne des Titels dieses Beitrags – zu „schön“, d.h. zu exakt schienen und zudem gelegentlich sogar im Widerspruch zu allgemein akzeptierten physikalischen Erkenntnissen standen. Eingehendere Untersuchungen zeigten schließlich, dass der junge Physiker z.T. die immer gleichen Messkurven zur Dokumentation angeblich

völlig verschiedener Experimente verwendet hatte. Zudem waren, wie nach der Entlarvung seiner Fälschungen erkannt wurde, einzelne dieser Messreihen per Computersimulation erstellt worden. Eine von seinem Arbeitgeber, den Bell Laboratories in New Jersey, eingesetzte Untersuchungskommission kam 2002 zu dem Ergebnis, dass Schön in 16 Publikationen wissenschaftliches Fehlverhalten nachgewiesen werden kann. Dieser gestand darauf, dass die von ihm angegebenen Daten in vielen Fällen fehlerhaft seien, begründete dies jedoch mit angeblichen Verwechslungen sowie der vermeintlichen Notwendigkeit, einzelne Daten im Interesse einer prägnanteren Vermittlung des in den Experimenten Beobachteten angepasst haben zu müssen. Der Überführte verlor daraufhin nicht nur seine Stelle, sondern ihm wurden auch wegen „unwürdigen Verhaltens“ der 1997 erworbene Dokortitel sowie mehrere Auszeichnungen aberkannt. Zudem wurden einige seiner Artikel zurückgenommen (allein „Science“ zog insgesamt acht Veröffentlichungen Schöns zurück, „Nature“ sieben dieser Publikationen).

Jenseits der hier anzutreffenden Beweggründe kann eine weitere im Bereich der Naturwissenschaften anzutreffende Motivation die Rache an Kolleginnen oder Kollegen sein, die man u.a. mit Hilfe eigens zu diesem Zweck fingierter Daten zu diskreditieren versucht. Einen Sonderfall stellt schließlich der



Abb. 2: Han van Meegeren: Christus und die Jünger zu Emmaus, signiert links oben mit „IVmeer“, Fälschung im Stil Jan Vermeers, Rotterdam, Museum Boijmans van Beuningen, Rotterdam, 1937.

„Hoax“ (englisch für „Jux“, „Scherz“) dar, bei dem gefälschte Daten mit der Absicht vorgelegt werden, die Wachsamkeit der eigenen Wissenschaftsgemeinde auf den Prüfstand bzw. diese eben gerade bloß zu stellen: Der Hoax legt es also auf seine Entlarvung an; misslingt diese durch andere, muss die Autorin bzw. der Autor des Hoax dies selbst vornehmen.

auf diese Weise, wie unseriös jene sich zwar einen wissenschaftlichen Anstrich gebenden, tatsächlich aber teilweise höchst anrühigen Organe sind, die sich die Publikation derartiger Artikel bezahlen lassen.



Abb. 1: Pinkerton A. LeBrain/Orson Welles: „Cuckoo for Cocoa Puffs? The surgical and neoplastic role of cacao extract in breakfast cereals“ (auf Deutsch soviel wie: „Verrückt nach Kakaobällchen? Die chirurgische und neoplastische Rolle von Kakaosextrakt in Frühstückscerealien“), in: Global Journal of Otolaryngology, September 2017. DOI: 10.19080/GJO.2017.10.555794, online unter <https://juniperpublishers.com/gjo/GJO.MS.ID.555794.php> (letzter Zugriff 4.10.2024).

Der 1974 geborene amerikanische Chirurg Mark G. Shrome schickte z.B. 2017 unter den offensichtlich fingierten Autorennamen „Pinkerton A. LeBrain“ und „Orson Welles“ einen mit Hilfe eines Computergenerators erstellten Unsinn-Beitrag namens „Cuckoo for Cocoa Puffs?“ (Untertitel: „The surgical and neoplastic role of cacao extract in breakfast cereals.“ Abb. 1) an 37 vermeintliche „Fach“-Zeitschriften, von denen 17 den Text tatsächlich zur Publikation akzeptierten. Shrome entlarvte den Hoax sodann und verdeutlichte

Zu all dem lässt sich aus der Sicht der Kunstgeschichte eine ganze Reihe von Parallelen beobachten: Die Korrektur der Realität spielt auch hier in vielerlei Hinsicht eine Rolle. So schuf der Restaurator Lothar Malskat (1913–1988) im Jahr 1937 mittelalterliche Wandbilder im Dom zu Schleswig kurzerhand neu, nachdem er bei einer begonnenen Restaurierung nur noch Reste der originalen Ausstattung vorgefunden hatte. Da er nicht wusste, dass diese bei einer vorangegangenen Restaurierungskampagne bereits 1890 stark beschädigt worden war, fürchtete er, für den Verlust verantwortlich gemacht zu werden. Seine Person demonstriert zugleich die Fluidität der Motivationen, denn er fungiert auch als Beispiel für die Fälschung aus Freude am Betrug: 1948 fälschte Malskat im Chor der Kirche St. Marien in Lübeck weitere mittelalterliche Wandbilder, behauptete jedoch, nachdem der Betrug aufgefliegen war, irreführenderweise, dass nicht nur

diese, sondern auch noch zahlreiche weitere Teile der Kirchengemälde von ihm stammten und mithin falsch seien, obwohl dies nachweislich nicht zutrifft. Als Beweggrund für diese Behauptung kann Ruhmessucht ausgemacht werden, da Malskat sich so öffentlichkeitswirksam mit einer von ihm tatsächlich gar nicht begangenen, spektakulären Tat brüstete. Natürlich spielt aber auch das Motiv der Gewinnsucht bei Kunstfälschungen häufig eine Rolle, das sich dabei gleichwohl mit weiteren Triebfedern mischt: Der holländische Maler Han van Meegeren (1889–1947) hatte 1937 mit einer Fälschung im Stil des Barockmalers Jan Vermeer (1632–1675: Abb. 2) aus Rache zunächst einen ihm nicht gewogenen Kunstkritiker diskreditieren wollen, sah dann jedoch, wie lukrativ der Verkauf seiner Fälsfikate war, weshalb er weiterfälschte.

Und auch hier gibt es den – freilich sehr seltenen – Sonderfall des „Hoaxes“: Der britische Maler Tom Keating (1917–1984) fälschte über Jahrzehnte hinweg mehr als 2000 Gemälde von über 160 Künstlern in der Hoffnung, dass die Fälschungen auffliegen und den von ihm verachteten Kunstmarkt verunsichern und destabilisieren würden. Der Prozess, der nach einer sehr verspäteten Entlarfung 20

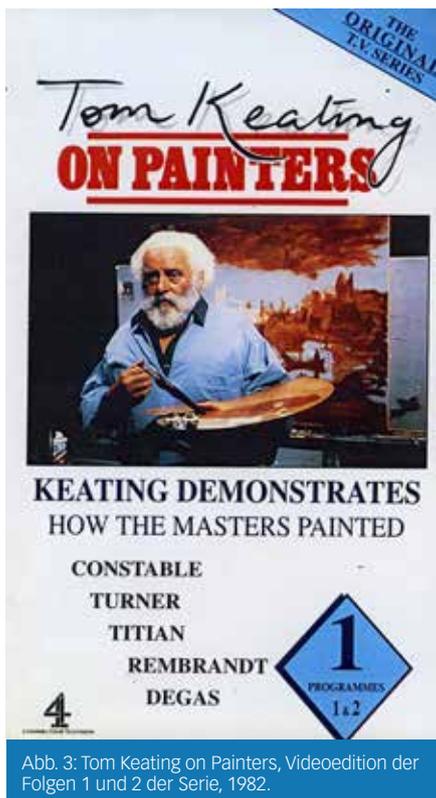


Abb. 3: Tom Keating on Painters, Videoedition der Folgen 1 und 2 der Serie, 1982.

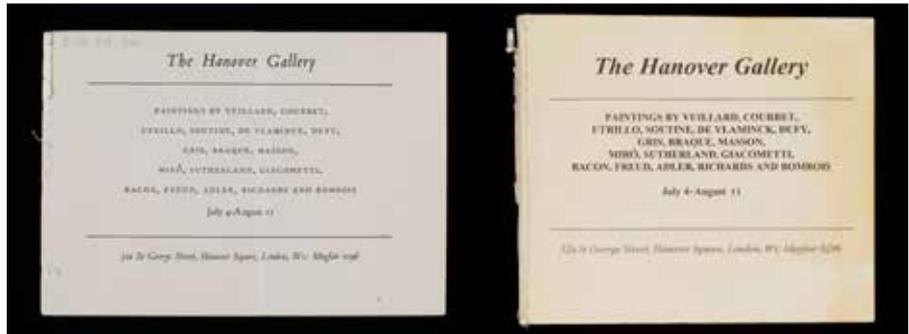


Abb. 4: Gegenüberstellung eines originalen Katalogs von ca. 1950 und der von John Drewe danach gefertigten Fälschung von ca. 1993, London, National Art Library, (links:) Catalogues Collection, Nr. 200.BH Box und (rechts:) Special Collections, Nr. 807.AL.0010.

Jahre nach Beginn seiner Aktivität gegen Tom Keating geführt wurde, wurde 1979 aufgrund seiner stark angeschlagenen Gesundheit eingestellt. Da er seine Motivation in den Augen der Öffentlichkeit scheinbar glaubhaft darlegen konnte, erhielt er sogar eine zwischen 1982 und 1984 im britischen Fernsehen ausgestrahlte, sehr populäre Serie, in der er sein Wissen über die Techniken berühmter Maler vermittelte (Abb. 3).

III. Strategien der Fälschung

Wie im Fall von Jan Hendrik Schön gesehen, stießen dessen vermeintlich bahnbrechende Erkenntnisse zunächst auf offene Ohren, was dadurch bedingt war, dass sie nicht nur im Hinblick auf deren Autor, sondern auch auf die Fachgemeinschaft als scheinbare „Wunscherfüller“ fungierten, d.h. sie antworteten augenscheinlich auf existierende Desiderate. Daher konnte Schön zunächst sogar äußerst renommierte Fachzeitschriften als Einfallstore für seine Fälschungen missbrauchen. Umso problematischer sind in diesem Zusammenhang die von Shrike mit seinem Hoax bloß gestellten pseudowissenschaftlichen Zeitschriften, die sogenannten „predatory journals“, deren Geschäftsmodell u.a. darauf beruht, dass sie bereit sind, jedweden Artikel gegen Bezahlung zu veröffentlichen.

Aus der Sicht der Kunstgeschichte lassen sich auch hier Parallelen beobachten. So legte auch der bereits erwähnte van Meegeren seine Fälschungen als „Korrektur der Realität“ und damit als „Wunscherfüller“ an, indem er der Forschung das gab, wonach sie lange gesucht hatte: Immer wieder war darüber spekuliert worden, dass der Maler Jan Vermeer mehr als die bis dahin bekannten religiösen Gemälde

geschaffen haben musste. Der Fälscher bestätigte diese Annahme nun nicht nur scheinbar, indem er ein vermeintlich weiteres Werk Vermeers mit religiöser Thematik lieferte, sondern er machte dieses dadurch noch zusätzlich interessanter, dass es eine weitere Annahme der Wissenschaft zu belegen schien: Immer wieder war gemutmaßt worden, ob Vermeer Italien besucht haben mochte und das von van Meegeren gefertigte Gemälde (Abb. 2) bestätigte dies scheinbar, indem es klare Anlehnungen an bekannte Bilder des italienischen Malers Caravaggios (1571–1610), eines Zeitgenossen Vermeers, aufwies. Die damit geleistete Suggestion fällt unter jenen Effekt, den man in der kunsthistorischen Fälschungsforschung als „subjektive Verfälschung“ bezeichnet, bei der an dem in Umlauf gebrachten Objekt materiell nichts verändert wird, jedoch dessen Rezeption durch solche Bezugnahmen auf andere Werke oder aber auch durch eigens gefälschte begleitende Dokumente gelenkt werden soll. Ein Meister in dieser Hinsicht war der 1948 geborene Brite John Drewe, der die Fälschungen des in seinem Auftrag arbeitenden Malers John Myatt (geboren 1945) in Kataloge hineinschmuggelte, die Drewe eigens zu diesem Zweck manipulierte: So stahl er entsprechende ältere Literatur aus kunsthistorischen Spezialbibliotheken und ergänzte die Bände entweder mit entsprechenden Einträgen zu den Fälschungen Myatts oder druckte sie gleich ganz neu (Abb. 4). Die solcherart verfälschten Originale bzw. neuerstellten Surrogate brachte er sodann heimlich wieder an ihren ursprünglichen Aufstellungsort zurück. Konsultierte nun jemand den Katalog, um zu überprüfen, ob ein von Drewe angebotenes Kunstwerk bereits Jahrzehnte zuvor schon einmal in einem

renommierten Kontext ausgestellt worden war, so wurde dies nun vermeintlich bestätigt. Die zum Zweck der Irreführung vorgenommene Ergänzung der Kataloge kann als „objektive Verfälschung“ bezeichnet werden, wie sie auch und gerade hinsichtlich von Kunstwerken selbst im Fälschungskontext beobachtet werden kann: Ein zweit- oder drittklassiges Werk z.B. der Renaissance kann dabei so über-restauriert werden, dass es als ein vermeintliches Meisterwerk eines bedeutenden Künstlers der Epoche erscheint. Der Begriff wird jedoch auch dafür verwendet, wenn ein neu geschaffenes Werk durch nachträgliche künstliche Alterung und hinzugefügte falsche Signaturen als Schöpfung einer anderen Zeit und anderer Hände ausgegeben werden soll. Nicht selten werden solche, sich dadurch als vermeintlich kostbar ausweisende Objekte sodann auch (und in den vergangenen Jahrzehnten verstärkt gerade im Online-Handel) als scheinbar unerkannte „Schnäppchen“ ausgegeben. Solchen „objektiven Verfälschungen“ in der Kunstgeschichte würden in den Naturwissenschaften die erfundenen bzw. manipulierten Daten Schöns entsprechen; „subjektiver Verfälschung“ begegnet man dort in Fällen, in denen Forschende aus experimentell gewonnenen Daten nur diejenigen präsentieren, welche bestimmte Hypothesen stützen bzw. mit dieser Absicht die entsprechenden Ergebnisse tendenziös interpretieren oder in irreführender Weise kontextualisieren.

IV. Strategien der Entlarvung und Prävention

In den Wissenschaften generell werden seit langem verschiedene Verfahren zur möglichen Entlarvung von Fälschungen angewendet: So gibt es Peer Reviews für Fachartikel, die deren Qualität prüfen sollen, sowie Plagiats-Softwares. Die zur Bedingung von Fördermitteln gemachten Richtlinien zur guten wissenschaftlichen Praxis sowie Ausschüsse zur Untersuchung von Vorwürfen wissenschaftlichen Fehlverhaltens sollen gleichermaßen als Instrumente der Entlarvung wie der Prävention fungieren. Auf ihrer Grundlage verhängte und nach Außen kommunizierte Sanktionen im Fall einer Überführung haben, wie der Fall von Schön zeigte, auch

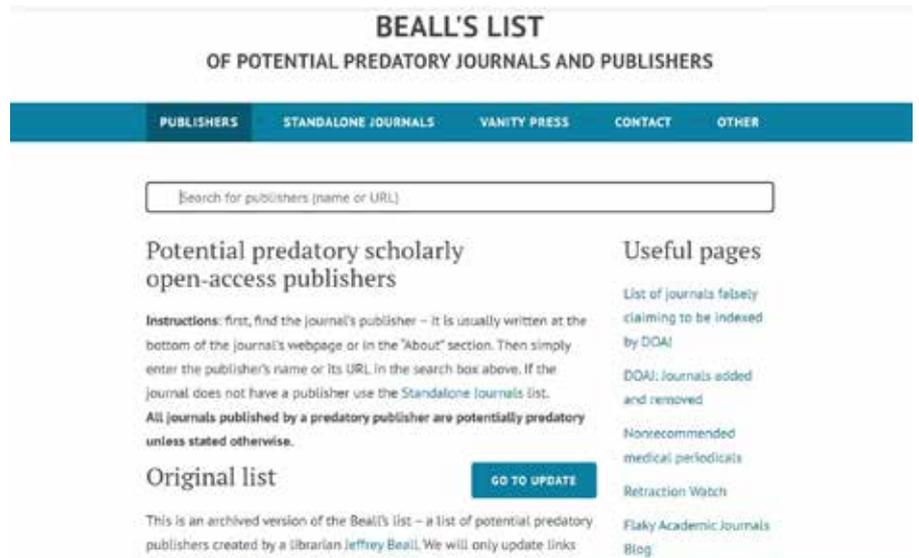


Abb. 5: Jeffrey Bealls: Beall's List of Potential Predatory Journals and Publishers, online unter <https://bealls-list.net/> (letzter Zugriff: 4.10.2024). In der Liste findet sich auch „Juniper Publishers“, ein seit 2015 aktives und in Kalifornien ansässiges Veröffentlichungsunternehmen, zu dessen 75 Zeitschriften auch das von Shrimpe 2017 belleferte „Global Journal of Otolaryngology“ (Abb. 1) gehört.

den Effekt, dass Fachgemeinschaft wie Öffentlichkeit anschaulich demonstriert wird, dass ein entsprechendes Verhalten nicht toleriert und stattdessen geahndet wird. Hierzu gehören im Bereich der Naturwissenschaften auch Positiv-/Negativ-Listen von Zeitschriften, mit deren Hilfe das Florieren von „predatory journals“ verhindert werden soll (vgl. z.B. die 2008 von dem amerikanischen Bibliothekar und Bibliothekswissenschaftler Jeffrey Beall begonnene Liste: <https://beallslist.net>: Abb. 5).

Die ohnehin seit einiger Zeit wissenschaftsübergreifend zur Pflicht gemachte Archivierung und Zugänglichmachung von Forschungsdaten kann im Feld der Naturwissenschaften zudem den Hintergrund haben, dass damit auch die Voraussetzung dafür geschaffen wird, Experimente wiederholbar zu machen, wozu auch die Bereitstellung von Mitteln gehört, um auch und gerade teure Studien reproduzierbar zu machen. Zuletzt nicht unterschätzt werden sollte hier auch der Schutz von seriösen Hinweisgeberinnen und Hinweisgebern auf wissenschaftliches Fehlverhalten, den sogenannten „Whistleblowern“, die bislang nicht selten unter den Folgen ihrer Entscheidung zu leiden haben, tatsächlich bestehende Missstände aufzudecken.

Auf der Ebene der Entlarvung lassen sich in der kunstgeschichtlichen Fälschungsforschung Verfahren wie die Stilkritik sowie die Prüfung der Herkunft eines Objektes

nennen (wie der Fall von Drewe und Myatt jedoch zeigt, antizipieren Fälscher diese Schritte bereits). Beide Methoden stehen allerdings oft am Beginn eines Eingangsverdachts, zu dessen Überprüfung sodann auch naturwissenschaftlich-technische Analysen der im Kunstwerk nachweisbaren Stoffe und deren Verarbeitung eingesetzt werden. Da diese Untersuchungen jedoch zeitlich wie technisch aufwändig und damit auch kostspielig sind, werden sie meistens nur bei bereits bestehendem Eingangsverdacht angewendet. Ein probates Mittel zur raschen Entlarvung von Kunstfälschungen ist dabei sicherlich auch die frühzeitige Einbeziehung der Kunstfälschung als Thema in die akademische Ausbildung, denn die Fälle der Vergangenheit haben immer wieder gezeigt, dass selbst namhafteste Sachverständige auf die Konfrontation mit Kunstfälschungen schlichtweg nicht vorbereitet waren. Zu diesem Zweck wurde im Frühjahr 2021 „HeFäStuS“, die Heidelberger Fälschungs-Studien-Sammlung am Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg, gegründet, wo sich Studierende im Rahmen von Lehrveranstaltungen mit aus polizeilichen Asservatenkammern stammenden Kunstfälschungen analytisch auseinandersetzen und so entsprechend ihren Blick und ihr Wissen schulen können.

Zur Prävention gehört jedoch auch hier die entsprechende Ahndung von aufgedeckten Fällen. Als Pendant zu den für die Naturwissenschaften vorgenannten

Punkten ließe sich hier sagen, dass es zwar wünschenswert wäre, wenn es – in Analogie zu den „Richtlinien zur guten wissenschaftlichen Praxis“ – auch entsprechend strenge Richtlinien für den Kunstmarkt gäbe. Allerdings lebt dieser gerade von einer gewissen Diskretion und auch bedingten Deregulierung, so dass ihn zu große Transparenz oder Kontrolle lähmen und teilweise zerstören würde. Immerhin gibt es in diesem Bereich jedoch entsprechende Ansätze wie z.B. die Satzung, welche der Bundesverband Deutscher Galerien und Kunsthändler e.V. sich 2013 gegeben hat und in dem die Mitglieder nicht nur dazu verpflichtet werden, den von der europäischen Dachorganisation „Federation of European Art Galleries Association“ (<https://www.europeangalleries.org>) ausgearbeiteten „Code of Ethics and Professional Practices“ zur Wahrung der Seriosität kunsthändlerischer Arbeit im nationalen und internationalen Bereich zu befolgen, sondern sich auch bewusst zu halten, dass Kunsthandelnde nicht nur Kaufleute sind, sondern „als Vermittler originaler Kunstwerke auch eine kulturelle Aufgabe“ wahrnehmen: „Das Verhältnis zwischen Galerist / Editeur / Kunsthändler und Kunstkäufer ist somit von einem besonders hohen Maß an Vertrauen geprägt.“ (https://www.bvdg.de/BVDG-Satzung_2013). Dazu gehören als Maßnahme auch juristisch einklagbare kunsthistorische Sorgfaltspflichten bei der Prüfung zentraler Qualitätskriterien wie Echtheit, Zustand und Herkunft. Den Versuch, hinweisgebende Personen zu schützen, gibt es auch hier, wie z.B. die 2005 auf Initiative des Bundesverbandes Deutscher Kunstversteigerer (BDK) und des Auktionsators Markus Eisenbeis von den „Van Ham Kunstauktionen“ eingerichtete „Datenbank kritischer Werke“ zeigt (<http://www.kunstversteigerer.de/datenbank-kritischer-werke>): Der Zugriff auf die Datenbank ist auf Mitglieder beschränkt, so dass intern Informationen zu zirkulierenden Fälschungen weitergegeben und ausgetauscht werden, ohne dass Repressalien durch benannte Kunsthandelnde befürchtet werden müssen, die wissentlich oder unwissentlich mit Fälschungen gehandelt haben. Sanktionen und der Druck der Öffentlichkeit haben sich in der Vergangenheit als wenig ergiebig erwiesen – zum einen, da die Involvierung entsprechend überführ-

ter Protagonistinnen und Protagonisten des Kunsthandels in Fälschungsskandale nach einiger Zeit wieder in Vergessenheit geriet (hier könnten längerfristig geführte Positiv-/Negativlisten von Auktionshäusern und Galerien zwar vielleicht Abhilfe schaffen – sie wären jedoch wahrscheinlich aus juristischer Perspektive problematisch). Zum anderen hat sich gezeigt, dass Kunstfälschungen – zu Unrecht, wie der folgende Punkt zeigen kann – in den Augen der Öffentlichkeit immer wieder als Kavaliersdelikte bzw. amüsante, vermeintliche „Robin-Hood“-Aktionen missverstanden werden, bei denen ein scheinbar „genialer“ „Meister“-Fälscher in selbstloser Weise ein System aus Sachverständigen und Kunsthandelnden vorführt und demontiert, in dem Werke in irrationaler Weise in scheinbar vollkommen übersteigerte Preis-Niveaus hochgesteigert werden. Dass eine solche, auf den ersten Blick inkongruent anmutende Bepreisung von (Marken-)Namen auch auf anderen Feldern der kapitalistischen Wirtschaft üblich ist, wird dabei gerne ignoriert.

V. Folgen

Vergegenwärtigt man sich abschließend die Folgen, welche Fälschungen in Kunst und Wissenschaft zeitigen können, so wird auch die Notwendigkeit deutlich, sich ihrer anzunehmen. Denn jenseits des wirtschaftlichen Schadens (im Falle der Kunstfälschungen wird der Kunstmarkt geschädigt, zudem kostet die Aufklärung und juristische Aufarbeitung der Fälle Steuergelder) sowie auch eines ideellen Schadens im Bereich der Kunst (einmal gefälschte Künstlernamen können für den Kunstmarkt auf Jahre hinweg mit Misstrauen belegt sein), schüren Fälschungen in Kunst und Wissenschaft die Wissenschaftsskepsis – mit wiederum problematischen Konsequenzen. Denn Fälschungen produzierende bzw. auf Fälschungen hereinfliegende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler können zur Folge haben, dass divergierende Expertenmeinungen zu kontroversen Themen wie z.B. dem Klimawandel ebenso wie wissenschaftliche Ergebnisse generell in Frage gestellt bzw. sie, insbesondere, wenn dies politisch opportun ist, als „fake science“ abgewertet werden.

Der 1950 geborene amerikanische Historiker Anthony Grafton vermochte 1990 immerhin, Fälschungen wenigstens den Vorteil zuzugestehen, dass sie als Motor des Fortschritts in den jeweiligen Disziplinen fungieren können: Indem zwischen Fälschenden und Fachleuten ein beständiger Wettlauf darum stattfindet, wer von ihnen jeweils die Nase vorne hat, was die Täuschung bzw. Entlarvung des jeweils anderen angeht, treiben sie zugleich das jeweilige Wissensgebiet voran.

VI. Ausblick und weiterführende Fragen

Was im Rahmen unseres kurzen Projektes nicht geklärt werden konnte, sich jedoch vor dem Hintergrund der eben in den Blick genommenen Folgen zu untersuchen lohnen würde, sind weitere Fragen: Ließen sich die hier angerissenen unterschiedlichen Strategien der Konzeption, Distribution, Entlarvung und Prävention von Fälschungen noch auf weitere Disziplinen und Felder verallgemeinern? Und inwiefern sagen sie etwas über die (verschiedenen) Authentizitätskonzepte in den jeweiligen Wissenschaften aus?

Künftig weiter zu verfolgende, mögliche Ziele könnten dabei sein, dementsprechend nicht nur einen Überblick über die zur Anwendung kommenden Strategien in anderen Disziplinen zu bekommen, sondern auch hier die jeweiligen Ursachen und Motivationen der Akteure zu erforschen. Auf dieser Basis ließen sich dann eventuell weitere Methoden zur allgemeineren Entlarvung bzw. präventiven Vermeidung von Fälschungen entwickeln und diskutieren.

Henry Keazor
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Freiheitsgarantien in der realen und irrealen Welt des Menschen

1. Leben in der Realität, Denken in Unbekümmertheit.

Das Recht begleitet den Menschen in seiner Wirklichkeit und in seinen Vorstellungen, anerkennt seine Freiheit in seiner realen und irrealen Welt. Der Mensch setzt sich mit der ihn umgebenden natürlichen Wirklichkeit auseinander, wenn er durch Bewirtschaftung einer Landwirtschaft seinen Lebensunterhalt verdient, als Forscher in der Natur Gesetzmäßigkeiten erkennt, als Arzt Krankheiten nach einer Idee natürlicher Gesundheit heilt. Der Mensch darf aber auch träumen und sich verzaubern lassen, dichten und fantasieren, bewusst vor der Wirklichkeit in eine digitale Welt entfliehen.

Der Mensch lebt in der Realität, denkt aber unbekümmert nach Belieben. Beliebigkeit macht frei. Wenn die Wahrnehmung dieser Freiheit aber einen Dritten betrifft – den Leser eines Tatsachenberichts, den Patienten bei der ärztlichen Behandlung, den Fahrgast im Bus –, muss der Handelnde sein Tun verantworten. Je höher die Verantwortung, desto mehr braucht der Mensch Maßstäbe, die sein Handeln rechtfertigen. Deswegen bietet der Verfassungsstaat nicht Freiheit, sondern gewährt Freiheitsrechte, die eine Wahrnehmung der Freiheit im Einklang mit der Gesamtrechtsordnung,



Caspar David Friedrich, Der Morgen, 1821, Niedersächsisches Landesmuseum Hannover

in Abstimmung auf die Rechte der Mitbetroffenen gewährt.

Der Mensch ist darauf angewiesen, seine Welt so zu erkennen und zu begreifen, dass sie ihm als Quelle des Lebens, der Existenzsicherung, der Friedlichkeit, der Entfaltung in Gesellschaft und Staat dient. Dabei ist der Mensch nur bedingt erkenntnisfähig, ist anfällig für Irrungen, sieht die Welt auch in der Subjektivität seiner Wünsche, Deutungen und Fantasien. Das Recht kann den Zeugen bei seiner Aussage

vor Gericht deswegen nur auf eine Wahrheit verpflichten, die seinen individuellen Erfahrungs- und Erkenntnismöglichkeiten entspricht. Der Richter erwartet Ehrlichkeit. Das Wirtschaftsleben setzt auf den ehrbaren Kaufmann, die Redlichkeit der Vertragspartner, nicht auf den objektiv besten Vertrag. Verbindlich ist der Wille der Vertragsparteien, nicht ein rechtliches Vertragsideal. Werbung, Influencer und digitale Spiele führen bewusst in die Welt von Traum und Schein. Das Recht sucht dem Menschen gerecht zu werden, indem es die Anforderungen an Wahrheit und Ehrlichkeit, Verantwortung und Ungebundenheit, Ehrbarkeit und Redlichkeit, Subjektivität und Beliebigkeit, Selbstdarstellung und Fantasie unterscheidet.

2. Selbstdarstellung und Verzauberung.

Der freie Mensch ist berechtigt, sich so darzustellen, wie er will, muss nicht so gesehen werden, wie er ist. Er wählt seine Kleidung nach Belieben, sucht schöner, jünger, sportlicher zu erscheinen, als er ist, wählt seine Sprache, sein Auftreten, seine Begegnungsorte und Gesprächspartner nach dem Bild, das er darstellen will.



Influencerin bei der Arbeit, Foto: AkayArda/canva

Freiheit ist ein ständiges Spiel zwischen Sein und Schein. Wenn der Mensch sich fortbildet, sich sportlich zu verbessern sucht, die Zugehörigkeit zu anderen Gesellschaftsgruppen anstrebt, an seinem Erscheinungsbild arbeitet, sucht er seiner gegenwärtigen Realität zu entkommen und die bisherige Welt des Scheins zur Realität zu machen.

Teilweise entflieht der Mensch gänzlich in die Welt des Scheins, sucht das Märchenhafte, lässt sich von Poesie, Opern und Musikfestivals verzaubern. Bei Spiel und Wette wird der Schein zu einem Prinzip des Wettbewerbs. In den digitalen Medien kann der Mensch gänzlich in eine Welt der Fantasie, der gewollten Unwirklichkeit, auch der Negation des Realen eintreten. Es gehört zur Freiheit des Menschen, sich ganz aus der Realität der menschlichen Gemeinschaft zurückzuziehen und auch den Gesetzmäßigkeiten der Natur auszuweichen.

3. Freiheit zum Verfremden und Verschleiern.

Die Gedanken sind frei. Kein Recht kann und darf den Menschen hindern, seine Vorstellungen vom Schönen und Guten zu entwickeln, seine Fähigkeiten zu idealisieren, aber auch Gedanken des Bösen und Hässlichen zu pflegen. Wenn jemand seinem Feind intensiv Krankheit und Tod wünscht, ist diese Vorstufe der Bosheit rechtlich so lange unerheblich, als daraus nicht äußerlich greifbare Handlungen folgen. Die Freiheit reicht so weit, als Dritte durch die Freiheitswahrnehmung nicht betroffen sind. Vielfach ist das Spiel zwischen dem vernünftigen Zugriff auf die Wirklichkeit und der gedanklichen Verfremdung und Verschleierung der Realität Inhalt der Freiheit. Die Kunst formt die Wirklichkeit gestalterisch und verfälscht sie, um den Menschen eine neue Sichtweise auf Welt und Mensch zu vermitteln, andersartige Beobachtungen, Entdeckungen und Bewertungen mitzuteilen. Ironie offenbart in der ersichtlichen Widersprüchlichkeit von Gesagtem und Gemeintem eine Wahrheit. Dichtung verändert, bündelt und vergrößert die Wirklichkeit zum Dramatischen, Spaßhaften, Grotesken, Widersinnigen, um Nachdenklichkeit und Fantasie anzuregen. Die öffentliche Debatte informiert und kritisiert realitätsbewusst, neigt aber zugleich

dazu, zu übertreiben, zu verschleiern, zu pointieren, zu verblüffen, zu empören und aufzuwiegeln. Die Sprache kleidet und verkleidet die Realität.

4. Wissenschaftliche Suche nach der Wahrheit.

Das Leben zwischen Sein und Schein ist Inhalt auch der Wissenschaftsfreiheit. Die Wissenschaft sucht neue Erkenntnisse zu gewinnen, aber auch bestehende zu hinterfragen und als Irrtum zu berichtigen. Sie strebt nach Wahrheit im Bewusstsein, die volle Wahrheit nie zu erreichen. Wenn der Wissenschaftler sich mit den Menschen und dem Leben befasst, sammelt er Erfahrungen aus der Vergangenheit, beurteilt sie in der Sicht seiner Gegenwart, entwickelt dann Vermutungen – „Gesetzmäßigkeiten“ – für die Zukunft. Dabei ist sich die Wissenschaft der Fehlbarkeit ihrer Prognosen stets bewusst, weil der Mensch frei, beeinflussbar und unbeständig ist, die Lebensumstände, Impulse und Motive sich ändern. Die Prognosen beruhen vielfach auf „Modellen“, in denen der Beobachter die Wirklichkeit bewusst in einem von ihm definierten Typus festhält. Die digitale Welt verringert die Realität oft auf die zählbare und technisch erfassbare Welt. Sie schöpft ihr Wissen aus der Vergangenheit, würde – müsste sie ausschließlich mit Erfahrungen der Schreibkunst arbeiten – die Buchdruckerkunst derzeit nicht erfinden. Sie erkundet Konsumenten- und Wählerverhalten in empirischen Erhebungen, obwohl die befragten Menschen sich ihrer zukünftigen Absichten selbst nicht gewiss sind, sie nicht immer ihren tatsächlichen Willen auch mitteilen, sie durch Moden, Werbung, auch Fake-News manipuliert werden können. Wahrscheinlichkeitsmessungen drücken eine „Wahr-Schein-Lichkeit“ aus, erfassen das, was zum Zeitpunkt der Prognose als wahr erscheint. Der Mensch kann einschätzen, vermuten, vorausdenken. Doch es bleibt bei dem Befund von Kierkegaard: „Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt, dass das Leben rückwärts verstanden werden muss. Aber darüber hinaus vergisst man den anderen Satz, dass vorwärts gelebt werden muss“.

Beim Verstehen von Texten genügt es dem Empfänger eines Briefes, das Geschriebene aus der Beziehung zum Schreiber

zu begreifen. Der Leser eines Gedichtes genießt es in der subjektiven Aufnahme seiner Idee. Die biblische Schrift wird in ihrer Tradition, auch in der Autorität eines Lehramtes, quellenbewusst – textgetreu – ausgelegt. Der Gesetzestext überbringt Verbindlichkeiten der Rechtsgemeinschaft. Seine Exegese ist dem Parlament als dem Urheber des Textes, seiner Verfasstheit, seiner Problemsicht, seinem Gestaltungswillen verpflichtet. Wer die Wirklichkeit in seinem PC begreifen will, sieht die Welt in dem – fremdbestimmten – Format seines PCs, begrenzt seine Informationsfreiheit auf eine formatierte Freiheit.

5. Garantien des Rechts.

Das Recht garantiert die Freiheit zu unbeschwertem Umgang mit der Wirklichkeit, zum Handeln nach Beliebigkeit. Doch sobald die Freiheitswahrnehmung einen Dritten betrifft, fordert die reale Betroffenheit des anderen rechtliche Verantwortlichkeit des Handelnden. Richter und Beamte bemühen sich, im Prinzip der Unbefangenheit ihre Subjektivität möglichst zurückzunehmen.

Das Recht kämpft insbesondere gegen Täuschung und Betrug. Wenn die Vertragspartner eine gemeinsame Vorstellung von einem Vertragsinhalt entwickelt und diesen verbindlich vereinbart haben, wird eine dabei begangene Täuschung vom Recht berichtet und auch bestraft. Wer eine Urkunde oder ein Kunstwerk, einen Markenartikel oder Geld fälscht, muss den dadurch entstandenen Schaden ausgleichen und wegen der Fälschung eine Strafe erdulden. Wer als Zeuge oder bei einer Steuererklärung nicht nach „bestem Wissen und Gewissen“ handelt, wird bestraft und zu Schadensersatz verurteilt. Wer als Vertreter eines anderen ohne Vertretungsmacht handelt, unterliegt einer „Anscheinshaftung“.

Wenn in einem Prozess die Streitparteien den Sachverhalt unterschiedlich und verwirrend vorgetragen haben, um die „schwächere Sache zur stärkeren zu machen“ (Protagoras), wählt der Richter das Beweismittel des „Augenscheins“. Er will vor Ort mit eigenen Augen sehen, welche Mängel ein neu errichtetes Bauwerk tatsächlich hat, mit eigenen Ohren hören, wie stark die Lärmbelastung der Autobahn auf

Täuschungen

das benachbarte Grundstück einwirkt, mit eigener Nase riechen, welche Emissionen eine Schweinemästerei verursacht, mit eigener Zunge schmecken, ob der „Holundersaft“ tatsächlich nach Holunder schmeckt. Der richterliche Augenschein begnügt sich nicht mit dem Bericht über einen Vertragstext, sondern liest die Urkunde. Er lässt sich einen Verkehrsverstoß nicht nur schildern, sondern die Videoaufnahmen vorführen, lässt sich die Ähnlich-

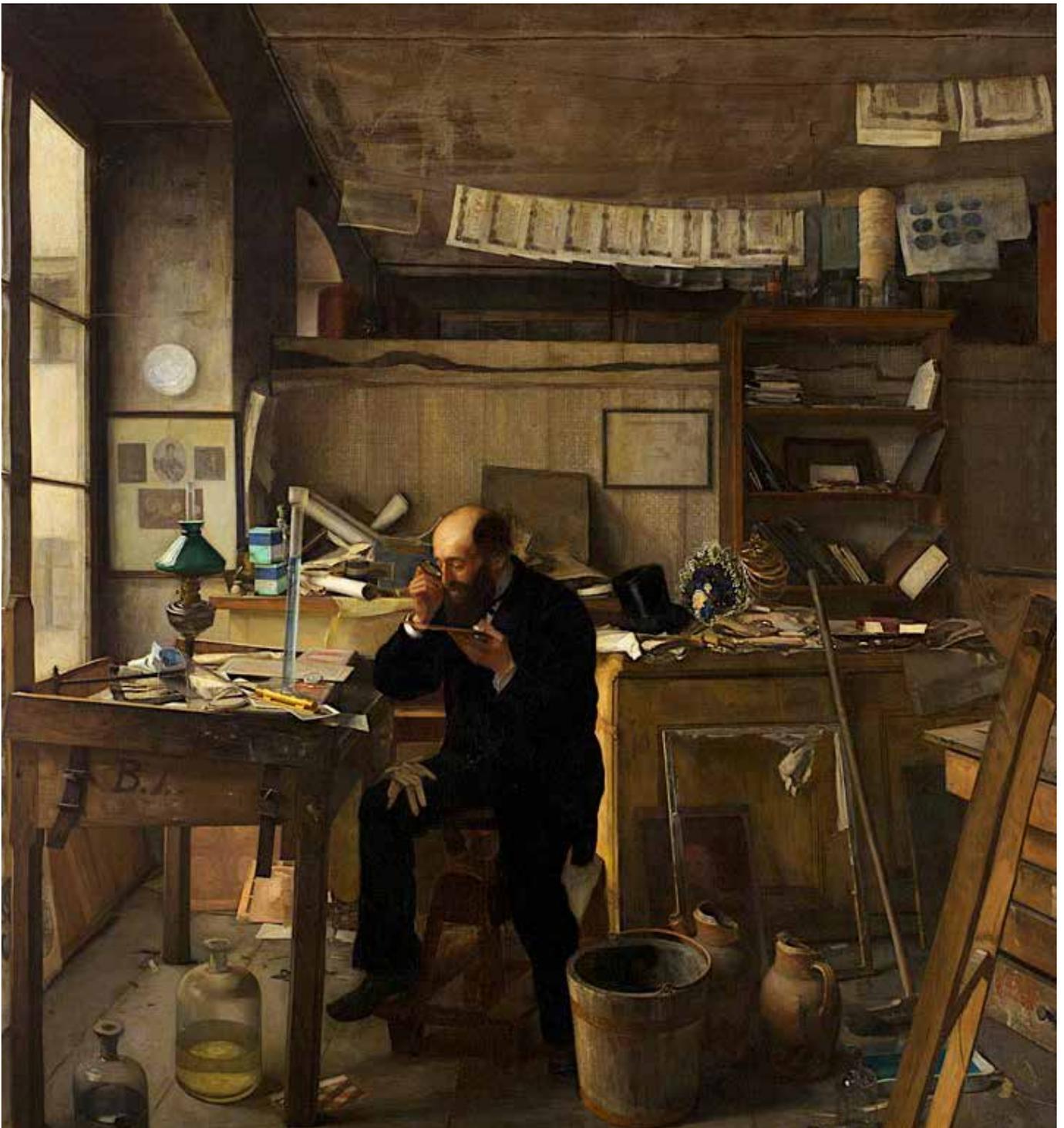
keit der Raubkopie mit dem Original nicht erläutern, sondern die CD vorspielen. Recht sucht den Sachverhalt tatsächlich zu ermitteln, die Wirklichkeit, die „Wahrheit“, zu erfassen. Dabei sind Rechtsverantwortliche wie Rechtsbetroffene nur Menschen. Sie können die Wahrheit suchen, sich ihr annähern, sie nicht finden.

Recht lässt dem Menschen die Freiheit zu Sein und Schein, schafft aber Verantwortlichkeiten, in denen der Mensch beim Wort

genommen wird, sich langfristig bindet, sich für sein Tun rechtfertigen muss, er seine Subjektivität möglichst zurückdrängt. Sein und Schein unterscheiden zwischen Recht und Unrecht, sind aber auch Inhalt der Freiheitsgarantien.

Paul Kirchhof

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse



Ernst te Peerd, Der Geldfälscher, 1876, Public Domain, Wikimedia Commons

Mittelalter – Als der kreative Umgang mit Fakten noch alles gut werden ließ

Der modernen Rechtsordnung geht es um die Wahrheit und um nichts als die Wahrheit. Diese ist eindeutig und kennt keine Spielräume, keine Halbwahrheiten und schon gar keine ‚fake news‘. Wahrheit ist Singular. Gewiss gibt es viele Diskussionen um variable Perspektivierungen von Wirklichkeit, um die eindeutige Wahrnehmungsfähigkeit des Gedächtnisses, um die Koexistenz mehrerer Wahrheiten. Aber das Vertrauen auf die Wahrheit und nichts als die Wahrheit wird im Kern nicht aufgegeben.

Alternative Wahrheiten?

In diesem Essay werden ganz andere Praktiken im mittelalterlichen Jahrtausend vorgestellt. Der kreative Umgang mit Fakten verblüfft uns angesichts unserer Sicherheiten bei wahr und falsch, bei echt und fake. Natürlich wussten auch die mittelalterlichen Menschen um die Eindeutigkeit von Wahrheit. Doch diese lag bei Gott, nicht bei den Menschen. Allein Jesus Christus weist den Weg zu Wahrheit und Leben: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (Joh 14,6).

Irdisches Dasein war Jammertal auf dem Weg zum Paradies. Zur erträglichen Gestaltung von Wirklichkeit war pragmatische Kreativität nötig. Wenn Dokumente fehlten, die das als angemessen gedachte rechtliche Fundament sicherten, musste schöpferische Phantasie die Lücke füllen. Deshalb fabrizierten gelehrte Geistliche auf alt getrimmte Urkunden, angeblich von großen Männern der Vergangenheit ausgestellt. So wuchs der eigenen Lebenswelt altherwürdige Dauerhaftigkeit zu. Für die kritische Geschichtswissenschaft sind dies Fälschungen, mehr oder minder plumpe „Machwerke“.

Dagegen scheinen die allermeisten geistlichen Fälscher kein erkennbares Unrechtsbewusstsein besessen zu haben. Ganz im Gegenteil: Mit den von ihnen hergestellten Urkunden verhalfen sie ja der Wahrheit auf die Sprünge. Was wir heute als Fälschung brandmarken, ließ im Mittelalter endlich alles gut werden. Schließlich musste ein Manko beseitigt werden. Besiegelte Ur-

kunden als verbindliche Rechtsdokumente setzten sich nämlich erst im 11./12. Jahrhundert durch. Deshalb konnten früher entstandene Klöster solche Siegelurkunden oft gar nicht besitzen. In der neuen Welt der Siegelurkunden mussten kreative Köpfe also das nachholen, was frühere Generationen versäumt hatten aufzuschreiben. Die „fromme Lüge“ (lateinisch *pia fraus*) wollte lediglich Gottes Willen aufs Pergament bringen. Deshalb sind zwei Drittel aller erhaltenen Königsurkunden aus 250 Jahren Merowingerzeit gefälscht, verfälscht oder zweifelhaft. Beliebte Autorität fürs spätere Urkundenfabrizieren war Karl der Große. 40 % der unter seinem Namen ausgestellten Herrscherurkunden sind nicht echt!

Was heißt echt? Unser gültiges Strafgesetzbuch erklärt Urkundenfälschung zum strafwürdigen Delikt: „Wer zur Täuschung im Rechtsverkehr eine unechte Urkunde herstellt, eine echte Urkunde verfälscht oder eine unechte oder verfälschte Urkunde gebraucht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“ (StGB § 267, Absatz 1). Mittelalterliche Fälscher erwarteten dagegen einen Platz im Himmel.

Berühmteste Fälschung des Mittelalters

Als berühmteste Fälschung gilt die sogenannte Konstantinische Schenkung (*Constitutum Constantini*). Die angeblich von Kaiser Konstantin dem Großen (306–337) ausgestellte Urkunde erzählt von einer Wunderheilung des Kaisers, seiner Bekehrung zum Christentum und seiner Taufe durch Papst Silvester I. (314–335). Aus Dank bestätigt Konstantin den römischen Päpsten den Vorrang über alle christlichen Patriarchate und Kirchen auf Erden. Seinen Palast im römischen Lateran wandelt der Herrscher in eine Kirche um und bestimmt sie zum Haupt aller Kirchen. Den Päpsten überträgt er den Lateran, die kaiserlichen Abzeichen, die Stadt Rom, ganz Italien und alle Provinzen der westlichen Regionen. Künftig soll kein irdischer Kaiser mehr in Rom als dem Ort der Apostelgräber re-

gieren. Deshalb wird die Hauptstadt nach Konstantinopel (heute Istanbul) verlegt.

Allerdings: Dieser Text stammt gar nicht von Kaiser Konstantin. Er entstand vielmehr in den Jahrzehnten um 800, entweder an der römischen Kurie oder in einem nordfranzösischen Kloster. Angesichts der expansiven Italien- und Kaiserpolitik der karolingischen Frankenherrscher mit der Kaiserkrönung Karls des Großen 800 sollten Unabhängigkeit und Vorrang der Päpste gesichert werden. Es dauerte noch Generationen, bis die Urkunde den Kaisern präsentiert wurde. Vielleicht hatte man sie zunächst zur Selbstvergewisserung eigener Ansprüche „für die Schublade“ gefälscht? Schließlich begründete das Constitutum den päpstlichen Vorrang auf Erden, wie er seit dem 11. Jahrhundert in der lateinischen Christenheit allmählich durchgesetzt wurde.

Immer wieder wurde diese nützliche Schenkungsurkunde abgeschrieben. Die vermeintliche Originalurkunde existiert nicht. Eine in Italien entstandene Abschrift aus der Zeit um 1000, heute in der Staatsbibliothek Bamberg erhalten, gaukelt immerhin so etwas wie Authentizität vor. Sie bietet in roter Tinte eine Art eigenhändige Unterschrift des Kaisers: „Und mit eigener Hand unterschreibe ich so“ (*ET PROPRIA MANU SUBSCRIBO SIC*).

Bereits in der Zeit um 1000 wurden Zweifel an der Gültigkeit des Constitutum laut. Den eindeutigen Fälschungsnachweis führte der italienische Humanist Lorenzo Valla (gest. 1457). Bald galt der ganze päpstliche Vorrang auf Erden für die gelehrten Reformatoren des 16. Jahrhunderts als bloßes Lügengespinnst aus dem Mittelalter.

Gelehrte Eitelkeiten

Doch Achtung, ihr Gelehrten! Gerade Intellektuelle schummelten gerne bei den alten Traditionen ihrer eigenen akademischen Würde. Die Geschichte der ehrwürdigen Universitäten Bologna, Oxford oder Cambridge bietet feine Beispiele, wie hemmungslos mittelalterliche

Gelehrte die historische Wahrheit zu ihrem Nutzen verfälschten. Bis heute gilt ein frühes Gründungsdatum in der Universitätsgeschichte als Ausweis von Rang. Die baden-württembergischen Universitäten Heidelberg, Freiburg und Tübingen schmücken sich selbstbewusst mit ihrer (echten) Entstehung im 14. oder 15. Jahrhundert.

Das täuscht nicht darüber hinweg, dass die Universitäten im Heiligen Römischen Reich Generationen später als die ersten lateineuropäischen Universitäten gegründet wurden. Diese entstanden in Süd- und Westeuropa. Aus den Hohen Schulen bildete sich dort vom 11. bis zum 13. Jahrhundert die neue Lebensform der Universität als Vereinigung der Wissenschaften und als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden aus. Am Anfang der Traditionskette standen Bologna in Italien, Oxford und Cambridge in England, Paris in Frankreich. Später zeigte sich ein Nachteil der frühen Anfänge: Es gab keine Gründungsurkunden, denn die ersten Universitäten entstanden langsam, ohne herrschaftlichen Willensakt. Der Mangel an Gründungsurkunden, wie sie seit dem 13. Jahrhundert üblich wurden, forderte die älteren Universitäten heraus. Jetzt war gelehrte Kreativität gefragt.

Die Universität Bologna nennt sich heute stolz „Alma mater studiorum (Mutter der Studien)“ und führt ihr angebliches Gründungsjahr 1088 im Siegel. Diese Spitzenstellung hinderte Bologneser Gelehrten im 13. Jahrhundert nicht, sich das Jahr 423 als deutlich älteres Entstehungsjahr zu erträumen. Als Universitätsgründer hielt der oströmische Kaiser Theodosius II. (408–450) her, den Juristen als Urheber der Rechtssammlung des Codex Theodosianus bestens vertraut. Die auf ihn gefälschte Bologneser Gründungsurkunde wurde 1257 als Kopie in das Registrum Novum der Kommune eingetragen. Damals war Bologna durch die Neugründung der Universität Neapel 1224 elementar bedroht. Kaiser Friedrich II. hatte nämlich die Scholaren zur Abwanderung von Bologna nach Neapel aufgefordert. Dagegen setzten die Fälscher die angebliche Bestimmung ihres antiken Gründerkaisers, niemand auf Erden dürfe Bologna schaden.

Ein zweites auf Kaiser Theodosius gefälschtes Dokument mit einem heiligen Rechtsakt wollte die internationale Strahlkraft Bolog-

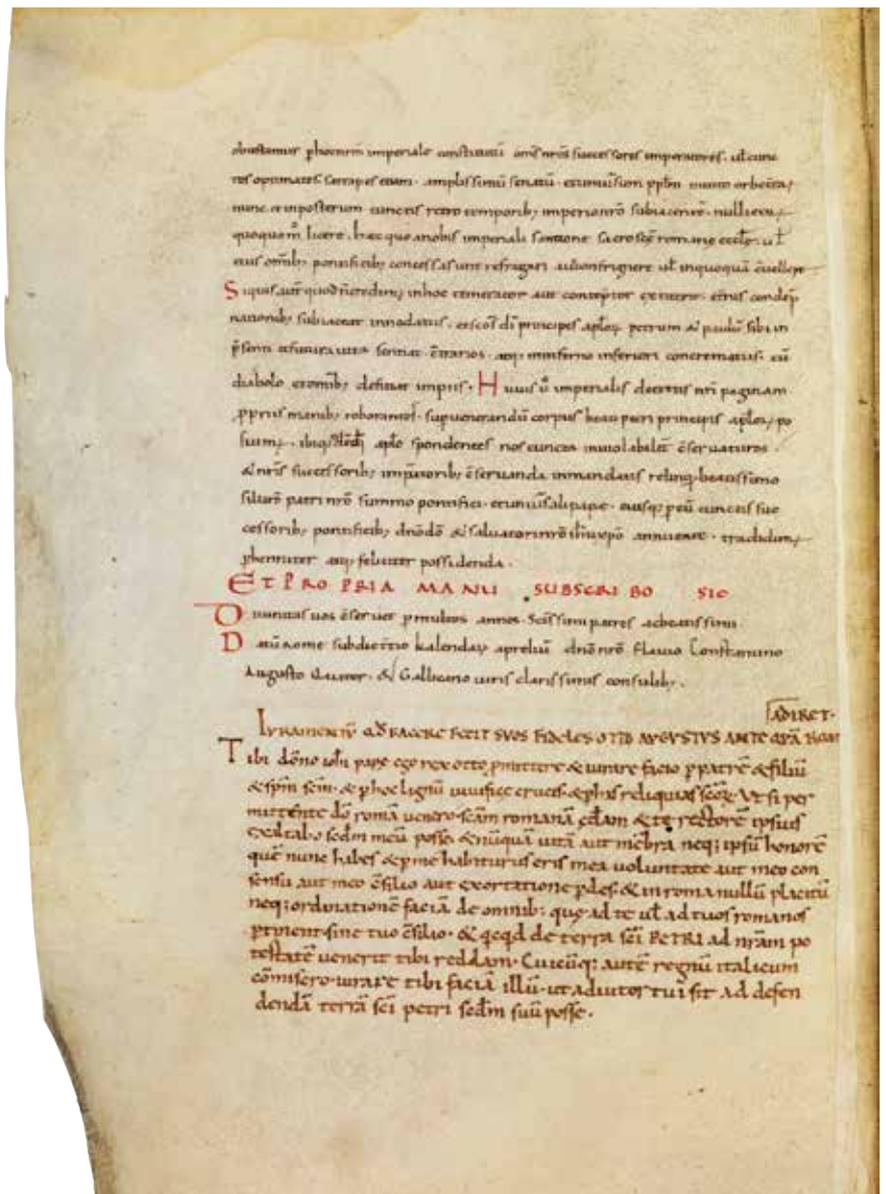
nas befestigen. Am Gründungskonvent hätten nämlich der Papst, zwölf Kardinäle, der Kaiser von Konstantinopel und der König von Thessaloniki persönlich teilgenommen, die Könige von Frankreich und England wenigstens durch bevollmächtigte Gesandte. So wurde der angebliche Universitätsbeginn von 423 als Weltereignis gefeiert.

Das klang gut, stand aber erst mal nur in einem städtischen Register. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wagten die Bologneser die Ausfertigung einer als Original erscheinenden Prachturkunde auf den Namen Kaiser Theodosius' II. Doch ein wirklicher Sachkenner bemerkte den Anachronismus. Alsbald setzte der akademische Spott über diese Keckheit ein, denn Neid und Missgunst gehörten immer zu den verlässlichsten Eigenschaften von

Gelehrten. Auch wenn das Pseudo-Original Häme provozierte, war der antike Ursprung der Universität Bologna in der Welt.

Oxbridge – Immer älter!

Eindrucksvolle Lust am Alter ihrer Universitäten entfalteten auch die spätmittelalterlichen Gelehrten in Oxford und Cambridge. Hier wird ja bis heute um den Spitzenplatz in akademischen Rankings konkurriert. Eigentlich hätte die Zugehörigkeit zur ersten Entstehungswelle lateineuropäischer Universitäten bereits fröhlich stimmen können. Aber man wollte eben noch älter als der andere sein. Ein Oxforder Register des 14. Jahrhunderts hielt selbstbewusst den eigenen Spitzenplatz fest: frühere Gründung, Fülle der Wissenschaften, frommes Festhalten am katholischen Glauben. An den akademischen



Konstantinische Fälschung (Schlussteil) mit vermeintlicher Unterschrift von Kaiser Konstantin dem Großen (italienische Handschrift, um 1000)

Anfängen standen antike Flüchtlinge aus Troja und griechische Philosophen, die in Oxfordshire ankamen. Als Universitätsgründer im Jahr 886 galt der angelsächsische König Alfred der Große (871–899).

Cambridge musste nachziehen. Hier war man sich der eigenen akademischen Anfänge im Jahr 4321 seit Erschaffung der Welt sicher, früher als die Flucht aus Troja. Die eigene Universitätsgründung hätte dann der legendäre König Artus/Arthur am 7. April 531 in London veranlasst. Nach einer Brandkatastrophe sorgte der heilige König Edmund (855–869) angeblich für die Erneuerung der Universität Cambridge. Gut aufgepasst! König Edmund als Erneuerer Cambridges regierte früher als König Alfred als der Gründer Oxfords. Die gelehrten Konstrukte und Konkurrenzen bezeugen, wie nützlich kreative Rückgriffe in die Vergangenheit sein konnten.

Wahr oder falsch?

Fälschungen und Täuschungen sind verwerflich und werden in unserer geltenden Rechtsordnung strafrechtlich verfolgt. Die Geschichte führt uns freilich auch zu ganz anderen Maßstäben von wahr und falsch. Die mittelalterlichen Autoren der hier vorgestellten Dokumente wollten ja gar nicht „fälschen“, sondern vielmehr die göttlich gewollte Wahrheit herstellen. Auch das Mittelalter kannte das biblische Gebot, dass man kein falsches Zeugnis wider seinen Nächsten sagen darf. Doch die Kreativen waren damals überzeugt, genau das richtige Zeugnis niederzuschreiben. Heute darf uns das kein Vorbild mehr sein. Trotzdem entdecken wir staunend, dass eine frühere Menschheitsepoche ganz andere Vorstellungen von Wahrheit, formaler Korrektheit, Täuschung oder Fälschung als wir hatte. Wie mögen unsere Sicherheiten

wohl in einigen hundert Jahren belächelt werden?

Bernd Schneidmüller
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Nachweise zu Text und Bild:

Das Constitutum Constantini (Konstantinische Schenkung). Text, hg. von Horst Fuhrmann, Hannover 1968; Johannes Fried, *Donation of Constantine and Constitutum Constantini. The Misinterpretation of a Fiction and its Original Meaning*, Berlin/New York 2007; Bernd Schneidmüller, *Würde – Form – Anspruch. Ritualisierungen, Konstrukte und Fälschungen im 14. Jahrhundert*, in: *Privilegium maius. Autopsie, Kontext und Karriere der Fälschungen Rudolfs IV. von Österreich*, hg. von Thomas Just/Kathrin Kininger/Andrea Sommerlechner/Herwig Weigl, Wien/Köln/Weimar 2018, S. 213–243 [dort auch die Abbildung der vermeintlichen Prachturkunde Kaiser Theodosius' II. von 423]. – Abbildungsnachweis: Staatsbibliothek Bamberg, Msc.Can.4, fol. 6v. Foto Gerald Raab.

Imaginierte Täuschungen: Verschwörungstheorien

Verschwörungstheorien behaupten, dass eine Gruppe menschlicher Akteurinnen und Akteure heimlich die Geschehnisse manipuliert, um ihre Ziele zu erreichen. Egal, ob es sich um einen Anschlag oder ein Attentat oder gar die Übernahme der Weltherrschaft handelt, ist die Idee einer großangelegten Täuschung für alle Verschwörungstheorien konstitutiv, da in ihr zwei Grundannahmen des konspirationistischen Denkens verschmelzen: Nichts geschieht durch Zufall, und nichts ist, wie es scheint. Verschwörungstheorien beteuern, dass verschwörerische Gruppen nicht nur alle Ereignisse minutiös geplant haben, sondern auch in der Lage sind, diesen Plan – mitunter sogar über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte, wenn man an Verschwörungstheorien zu den Illuminaten oder über Jüdinnen und Juden denkt – in die Tat umzusetzen. Zudem nehmen Verschwörungstheorien an, dass die entscheidenden Handlungen im Verborgenen stattfinden: Bei Verschwörungen wird nicht

offen agiert, sodass man hinter die Kulissen blicken muss, um zu erkennen, was „wirklich“ geschieht. Der vermeintliche Kontrast von Schein und Sein ist somit die wichtigste Säule der verschwörungstheoretischen Weltanschauung.

Hier besteht ein entscheidender Unterschied zwischen konspirationistischen und wissenschaftlichen Erklärungen gesellschaftlicher Phänomene. Auch die Sozial- und Teile der Geisteswissenschaften suchen nach unter der beobachtbaren Oberfläche wirkenden Faktoren, doch konzentrieren sich dabei nicht auf die intentionalen Handlungen einer meist recht überschaubaren Anzahl von Menschen, wie dies Verschwörungstheorien tun. Die modernen Wissenschaften betonen nicht nur die nichtintendierten Effekte menschlicher Handlungen, Chaos und Kontingenz, sondern präferieren strukturelle Erklärungen komplexer sozialer Phänomene. Für diese ist im verschwörungstheoretischen

Denken keinerlei Platz, da sie dessen Grundannahmen widersprechen.

Aus den Annahmen, dass nichts durch Zufall geschieht und die Verantwortlichen im Geheimen operieren, ergibt sich die besondere Argumentationsstruktur von Verschwörungstheorien, die einen weiteren Unterschied zum wissenschaftlichen Diskurs – oder zumindest zu dessen Ideal – markiert. Denn wenn alles geplant wurde, müssen diejenigen, denen ein Ereignis oder eine Entwicklung aus verschwörungstheoretischer Sicht nützt, auch diejenigen sein, die dafür verantwortlich sind, da es unvorstellbar ist, dass sie zufällig davon profitieren. Daher steht am Anfang der konspirationistischen Argumentation fast immer die Frage „Cui bono?“ (Wem nützt es?), mit deren Hilfe die angeblich Schuldigen in der Regel schnell identifiziert werden. Anschließend werden Beweise dafür gesucht, dass diejenigen, die man so identifiziert hat, tatsächlich verantwortlich sind; mögliche Gegenbe-

weise bleiben außen vor, sodass am Ende der Untersuchung bestätigt wird, was von Beginn an feststand. Die Argumentation ist also anders als eine wissenschaftliche Untersuchung zirkulär und nicht ergebnisoffen. (Dass wissenschaftliche Analysen oft auch nicht so ergebnisoffen sind, wie sie sein sollten, ist ein anderes Thema.)

Definiert man Verschwörungstheorien so, wie ich dies hier getan habe, können sie aus Sicht der etablierten Wissenschaften niemals stimmen. Die Vorstellung, dass alles von den heimlichen absichtsvollen Handlungen einer bestimmten Gruppe abhängt, ist unvereinbar mit der modernen wissenschaftlichen Sicht auf die Welt. In Verschwörungstheorien ist die Täuschung also immer Schein und nicht Sein, imaginiert und nicht real. Das heißt aber natürlich nicht, dass jede Verdächtigung, die im öffentlichen Diskurs als „Verschwörungstheorie“ bezeichnet wird, auch wirklich eine Verschwörungstheorie ist. Oft wird das Label vorschnell oder strategisch benutzt, um missliebige Ideen zu diskreditieren. Und es bedeutet natürlich auch nicht, dass es keine Verschwörungen gibt. Anders als Verschwörungstheorien, die in ihrer modernen Form erst in der Frühen Neuzeit entstehen, gab es reale Komplotte schon immer; man denke nur an die Ermordung Julius Cäsars oder den VW-Skandal.

Allerdings unterscheiden sich echte und eingebildete Verschwörungen in Umfang und Reichweite. Echte Verschwörungen werden meist von einer sehr kleinen Gruppe durchgeführt und haben ein klares und in der Regel überschaubares Ziel: ein Attentat oder die Manipulation eines Abgasmessers. Eingebildete Verschwörungen dagegen werden oft einer deutlich größeren Gruppe wie den Freimaurern oder dem „Deep State“ zugeschrieben. Zudem sind die angeblichen Ziele des Komplotts meist ungleich grandioser: Eine globale Pandemie wird inszeniert, oder die gesamte Bevölkerung Europas wird durch eingewanderte Muslime ersetzt. Zudem erreichen reale Verschwörerinnen und Verschwörer nicht alle ihre Ziele, weil sie eben nicht alles planen und kontrollieren können. Die Attentäter Cäsars verübten zwar erfolgreich den geplanten Mord, die Republik konnten sie aber nicht retten.



Abb. 1: Wandmalerei aus Valencia, Spanien. © Andrew McKenzie-McHarg.

Imaginierten Verschwörerkreisen bleiben solche Rückschläge erspart.

Dass zwischen der konspiratorischen und der wissenschaftlichen Argumentation signifikante Unterschiede bestehen, bedeutet nicht, dass man Verschwörungstheorien nicht als „Theorien“, sondern als „Mythen“, „Ideologien“ oder Erzählungen bezeichnen sollte, wie dies in der öffentlichen Debatte in Deutschland seit der Coronapandemie häufig geschieht. Es überwiegen nämlich die Gemeinsamkeiten zwischen Verschwörungstheorien und akzeptierten wissenschaftlichen Theorien, wie philosophische Arbeiten zum Thema wiederholt betont haben. Wie wissenschaftliche Theorien liefern Verschwörungstheorien Antworten auf Erkenntnisfragen. Und auch wenn diese Antworten objektiv falsch sind, leisten Verschwörungstheorien für diejenigen, die sie überzeugend finden, was man von Theorien im Allgemeinen erwartet: Sie erklären einerseits bereits Geschehenes und erlauben andererseits Vorhersagen über die Zukunft.

Auch waren Verschwörungstheorien über viele Jahrhunderte hinweg oft die allgemein akzeptierte Erklärung für gesellschaftliche Phänomene und historische Entwicklungen. Sie standen nicht in Opposition zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern wurden selbst als wissenschaftlich erachtet. Sie galten – in der Terminologie der Wissenssoziologie – als orthodoxes oder legitimes Wissen. Erst im 20. Jahrhundert wurden sie von den Sozialwissen-

schaften und der modernen Geschichtswissenschaft verdrängt. Sie wanderten aus der Mitte der Gesellschaft an deren Ränder und wurden zu heterodoxem bzw. illegitimem Wissen. Allerdings blieb diese Stigmatisierung auf die westliche Welt beschränkt. In der arabischen Welt oder Teilen Osteuropas gelten Verschwörungstheorien bis heute als legitime Wissensform. Das erklärt die Offenheit mit der Wladimir Putin, aber auch Viktor Orbán Verschwörungstheorien artikulieren können, ohne negative Folgen im eigenen Land zu befürchten zu müssen. In Deutschland ist dies völlig anders. Verschwörungstheorien sind hier besonders stark stigmatisiert; sie werden generell als problematisch und oft sogar als eine Gefahr für die Demokratie erachtet. Vor diesem Hintergrund muss man die Ablehnung des Begriffs „Verschwörungstheorie“ als eine Form des *boundary-making* begreifen, als einen Versuch der Abgrenzung zwischen rationalem und irrationalem Diskurs, Sein und Schein, Wahrheit und Illusion.

Aus der Sicht der Verschwörungsgläubigen allerdings sind die Täuschungen real, und sie wenden viel Zeit und Energie auf, um zu beweisen, dass die Menschheit getäuscht wird, und zu zeigen, was wirklich vor sich geht. Wenn sie dies schriftlich tun (und der konspiratorische Buchmarkt ist gerade in Deutschland trotz des Internets noch immer enorm groß), tun sie dies in der Regel in einem an die Wissenschaft angelehnten Duktus. Zahlreiche Belege, Fußno-

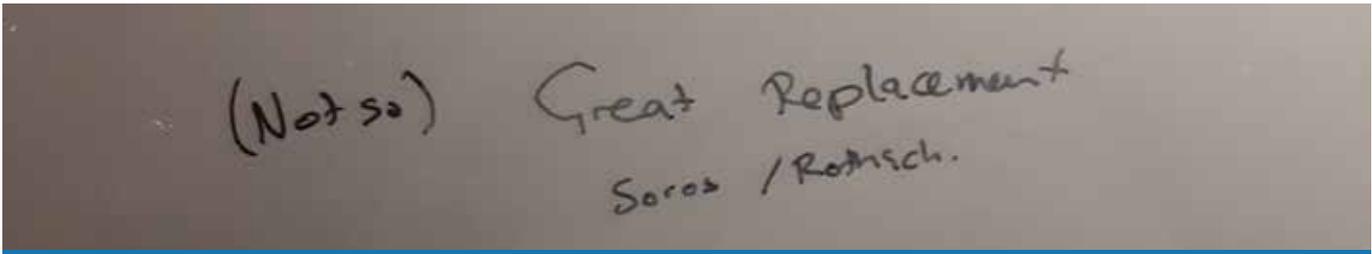


Abb. 2: Ein Kommentar auf einer Kabinenwand auf der Herrentoilette im Erdgeschoss der Universitätsbibliothek Tübingen verbreitet eine antisemitische Version der Verschwörungstheorie vom „Großen Austausch“. Fotografiert am 28. Februar 2020 vom Autor.

ten, Verweise und Zitate aus Primär- und Sekundärquellen sollen suggerieren, dass hier nicht etwas „zusammengesponnen“, sondern nüchtern und sauber argumentiert wird. In Online-Dokumentarfilmen, wie man sie vor allem auf YouTube findet, kommen wie in den Produktionen der etablierten Medien Expertinnen und Experten ausgiebig zu Wort, und meist lenkt eine seriös klingende Erzählstimme aus dem Off den Erkenntnisprozess der Zuschauenden.

Seit Jahrhunderten sind die besten Beweise für Existenz des behaupteten Komplotts Überläuferinnen und Überläufer. Da sie zur Verschwörung gehörten, verfügen sie über Insiderwissen und können die Verdächtigungen der Außenstehenden bestätigen. Seit jeher nutzen viele Überläuferinnen und Überläufer ihr besonderes kulturelles Kapital, um eine exaltierte Position innerhalb der konspirationistischen Gemeinschaft zu erlangen. In der Gegenwart gilt dies in besonderem Maße für Journalisten wie Udo Ulfkotte, Mathias Bröckers oder die Journalistin Eva Herman, die aus den etablierten in die alternativen Medien abgewandert sind. Den „Enthüllungen“ der Überläuferinnen und Überläufer darf man jedoch nicht naiv vertrauen, da diese oft erfunden oder zumindest ausgeschmückt wurden, um bereits existierende Verschwörungstheorien zu bedienen. Während der „Red Scare“ in den USA der 1950er bestätigte zum Beispiel der Ex-Kommunist Louis Budenz die Befürchtung der Antikommunisten um Joe McCarthy, dass ein riesiges Netzwerk sexuell degenerierter, kommunistischer Agentinnen und Agenten dabei sei, die USA in ihren Grundfesten zu erschüttern. Dem war natürlich nicht so. Budenz täuschte aus Eigeninteresse die Menschen, die an diese Verschwörungstheorie glaubten. Ein fast ebenso wichtiges Beweismittel für Anhänger von Verschwörungstheorien sind Dokumente aus dem Kreis der Ver-

schwörer, die, einmal an die Öffentlichkeit gelangt, angeblich für sich sprechen und das Komplott zweifelsfrei belegen. Für Menschen, die sich Verschwörungstheorien verweigern, sind diese Dokumente meistens jedoch keine „smoking gun“, da sie höchstens ansatzweise hergeben, was die Verschwörungstheoretikerinnen und Verschwörungstheoretiker in ihnen sehen – und das in der Regel auch nur, wenn man einzelne Sätze aus dem Kontext reißt. Die im Frühjahr dieses Jahres zunächst geschwärzt und dann vollständig veröffentlichten Protokolle von Sitzungen im Robert Koch-Institut während der Pandemie sind ein gutes Beispiel hierfür. Während die Protokolle auf einschlägigen Websites und in vielen Telegram-Gruppen als Beleg dafür gesehen werden, dass die Gefährlichkeit des Coronavirus bewusst übertrieben und die Pandemie somit inszeniert wurde, haben die Dokumente das Bild der Pandemie jenseits der einschlägigen Zirkel wenn überhaupt nur geringfügig verändert.

Doch Menschen, die an Verschwörungstheorien glauben, haben im Verlauf der Geschichte nicht nur eine Vielzahl „geheimer“ Dokumente in ihrem Sinne interpretiert, sie haben solche Dokumente auch immer wieder gefälscht. Die bekannteste

Fälschung dieser Art sind zweifellos *Die Protokolle der Weisen von Zion*, die oft als eine eigene Verschwörungstheorie bezeichnet werden. Das sind sie jedoch nicht, sondern ein wichtiger Beleg für die angebliche Existenz der jüdischen Weltverschwörung. Die *Protokolle* geben vor, ein geheimes Treffen der Anführer einer jüdischen Verschwörung zu dokumentieren, auf dem die Pläne zur Übernahme der Weltherrschaft diskutiert wurden. Bis heute ist unklar, von wem der Text stammt; fest steht, dass er erstmals 1903 in einer obskuren russischen Zeitung veröffentlicht wurde, dass er zu weiten Teilen das Plagiat deutscher und französischer Texte aus den Jahrzehnten davor ist, dass er erst nach der Russischen Revolution richtig populär wurde, und dass er bis heute – mit fatalen Folgen – antisemitische Verschwörungstheorien auf der ganzen Welt schürt. Bezeichnenderweise wird er mitunter auch von Leuten als Beweis akzeptiert, die sich bewusst sind, dass es sich um eine Fälschung handelt, aber dennoch glauben, dass er das Wesen des Judentums artikuliere. Die bewusste Täuschung der Öffentlichkeit wird so legitimiert und Schein wird in Sein aufgelöst.



Abb. 3: Am 15. April 2024 wurde an der Außenwand der Neuen Aula der Universität Tübingen an Maximilian Eder erinnert, der derzeit als Teil der „Reichsbürger“-Verschwörung in Frankfurt vor Gericht steht. Eder glaubt an die QAnon-Verschwörungstheorie, die behauptet, dass satanistische Eliten Kinder foltern und ermorden, um aus ihren Körpern Adrenochrom zu gewinnen, mit dem sie ihre eigenen Leben verlängern. Fotografiert vom Autor.

Oft jedoch gibt es selbst aus der Sicht der Vertreterinnen und Vertreter von Verschwörungstheorien keine eindeutigen, für sich sprechenden Beweise. In diesen Fällen gilt es, das vorhandene Material bzw. die beobachtbaren Ereignisse zu interpretieren, um das Komplott zu belegen und die Täuschung zu entlarven. Dem Modus der Inferenz, also der Ableitung und Schlussfolgerung, kommt dabei besondere Bedeutung zu. Geleitet wird die Interpretation dabei immer von dem bereits vorhandenen „Wissen“ darüber, wer hinter der Verschwörung steckt. Diese Art der Beweisführung konnte nach dem versuchten Attentat auf Donald Trump am 13. Juli dieses Jahres in Echtzeit auf den sozialen Medien beobachtet werden. Schon wenige Minuten nach den Schüssen zirkulierten auf Plattformen wie X Handyvideos der Veranstaltung, die zeigen, wie einige aus dem Publikum den Schützen entdecken und die Sicherheitskräfte auf ihn hinweisen. Dass es ihm dennoch Minuten später

gelang, auf Trump zu schießen, wird als Beleg für ein Komplott gesehen – und zwar sowohl von denjenigen, die behaupten, dass das Attentat von Trump und seinen Getreuen inszeniert wurde, um ihn als Opfer und Held zugleich zu inszenieren, wie auch von denjenigen, die behaupten, dass Trump von seinen Gegnern ermordet werden sollte. Der Attentäter, da sind sich beide Seiten einig, sollte auf Trump schießen und dann selbst erschossen werden. In der Version der Trumpgegnerinnen und -gegner hat alles perfekt funktioniert; in der Version der Trumpgefolgschaft hat nur Gott den Erfolg der Verschwörung verhindert. Doch für Anhängerinnen und Anhänger von Verschwörungstheorien beider Lager ist unvorstellbar, dass die Sicherheitskräfte einfach versagt haben. Denn in der Logik der Verschwörungstheorie ist nichts, wie es scheint, und nichts geschieht zufällig. Die Verschwörungstheoretikerinnen und Verschwörungstheoretiker meinen die systematische Täuschung, der wir anderen

alle zum Opfer fallen, zu durchschauen. Doch da täuschen sie sich.

Michael Butter

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Literatur:

Butter, Michael. „Nichts ist, wie es scheint“. *Über Verschwörungstheorien*. Berlin: Suhrkamp, 2018.

Butter, Michael und Peter Knight, Hrsg. *Routledge Handbook of Conspiracy Theories*. London: Routledge, 2020.

Byford, Jovan. *Conspiracy Theories. A Critical Introduction*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2011.

Hepfer, Karl. *Verschwörungstheorien; Eine philosophische Kritik der Unvernunft*. Bielefeld: transcript, 2015.

Hofstadter, Richard. „The Paranoid Style in American Politics“ [1964], in: ders., *The Paranoid Style in American Politics and Other Essays*, Cambridge: Harvard University Press, 1996. 3-40.

Horn, Eva, und Michael Hagemeister, Hrsg. *Die Fiktion von der jüdischen Weltverschwörung. Zu Text und Kontext der „Protokolle der Weisen von Zion“*. Göttingen: Wallstein, 2012.

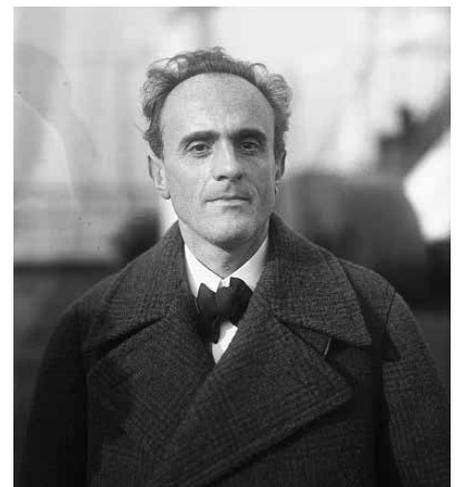
Keeley, Brian L. „Of Conspiracy Theories“ [1999], in: *Conspiracy Theories. The Philosophical Debate*, hrsg. von David Coady. Aldershot: Ashgate, 2006. 47-64.

Der Fall des Zoologen Paul Kammerer

Vor fast 100 Jahren hat der österreichische Zoologe Paul Kammerer im Alter von 46 Jahren am Fuße des Schneebergmassivs rund 60 Kilometer südlich von Wien Selbstmord durch Erschießen begangen.¹ Es war das Ende eines bewegten Wissenschaftlerlebens, über dessen Hintergründe noch heute viel spekuliert und geschrieben wird. Für die einen ist sein Werk ein Paradigma erwiesenen wissenschaftlichen Betrugs, für die anderen gilt er besonders heute noch als Genie und Opfer des etablierten Wissenschaftsbetriebs, das den Einfluss der Umwelt auf die Vererbung verstehen wollte. Kammerers Schicksal ist bis heute wiederkehrendes Thema von Filmen,

TV-Dokumentationen und Büchern, von denen Arthur Koestlers Buch „The Case of the Midwife Toad“ (1971) vielleicht am bekanntesten ist und in deutscher Übersetzung den Titel „Der Krötenküsser“ trägt mit dem Untertitel „... für eine Vererbungslehre ohne Dogma“. Über die forensischen und wissenschaftlichen Aspekte dieses immer wieder die Medien und Wissenschaft beschäftigenden Falls soll hier berichtet werden.

Zur Person. Paul Kammerer kam aus einer großbürgerlichen Wiener Familie, studierte und promovierte in Zoologie an der Universität Wien (1899–1905) und



Paul Kammerer (* 17. August 1880 in Wien; † 23. September 1926 in Puchberg), Foto: Bettmann, Getty Images

1 Briefauszug Kammerers an seine Kollegen in Moskau, wo er eine Professur annehmen sollte, abgedruckt in der Neuen Freien Presse am 9. Oktober 1929: „Sie alle haben vermutlich Kenntnis von dem Angriff, den Professor Noble in der Nature London vom 7. August 1926 gegen mich gerichtet hat. Der Angriff beruht auf einer Untersuchung meines Belegexemplars von Alytes mit Bruntschwiele, die Dr. Noble in der Wiener biologischen Versuchsanstalt mit Professor Przibrans und meiner Bewilligung ausgeführt hat. Das Hauptmoment dabei ist eine künstliche, wahrscheinlich Tusche-Färbung, wodurch die schwarze Hautverfärbung der Schwielen tragenden Region vorgetäuscht worden sein sollte. Es würde sich also um eine Fälschung handeln, die vermutlich mir zur Last gelegt werden wird. Ich fand die Angabe Dr. Nobles vollkommen bestätigt; ja, es fanden sich noch andere Objekte (geschwärzte Salamander), bei denen meine Ergebnisse postmortal offenbar mit Tusche »verbessert« worden sind. Wer außer mir ein Interesse daran hatte, solche Fälschungen vorzunehmen, kann nur ganz entfernt vermutet werden; gewiss ist jedoch, dass so gut wie meine gesamte Lebensarbeit dadurch in Zweifel steht. Aufgrund dieses Tatbestandes darf ich mich, obwohl ich selbst an diesen Fälschungen meines Belegexemplars unbeteiligt bin, nicht mehr als den geeigneten Mann ansehen, Ihre Berufung anzunehmen ...“ (Zitiert nach Taschwer, 2016).

bewegte sich zeitlebens in der besten Wiener Gesellschaft (Koestler, 1971; Taschwer, 2016). Früh nahm Kammerer eine Anstellung als Assistent von Hans Leo Przi Bram an der Biologischen Versuchsanstalt (BVA) an, nachdem er erste Arbeiten zur Kultivierung und Verwandtschaft von Amphibien publiziert hatte. Przi Bram war Gründer der BVA und gilt als Vater der Experimentellen Biologie in Österreich. Sein Verhältnis zu Kammerer war eng, noch in seinem Nachruf auf ihn betonte er Kammerers überragende Fähigkeiten im Umgang mit Amphibien und Reptilien (Przi Bram, 1926). Kammerer hatte auch ein ausgeprägtes Interesse an Musik, er studierte am Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und er war ein glühender Verehrer Gustav Mahlers. Nach Mahlers Tod vertiefte sich die Beziehung zu dessen Frau Alma, die zeitweise auch an Kammerers Experimenten beteiligt war (Mahler-Werfel, 1958/1960). Wissenschaftlich vertrat Kammerer nachdrücklich die Auffassung Lamarcks, wonach während des Lebens eines Organismus erworbene Eigenschaften an künftige Generationen weitergegeben werden können. Dazu hatte er Experimente vor allem mit Salamandern und der Geburtshelferkröte durchgeführt (Kammerer, 1909, 1913), die schon früh das Interesse, aber auch die Skepsis der Wissenschaft weckten, die in dieser Zeit durch die Wiederentdeckung Mendels und den Aufstieg der Genetik geprägt war (Goldschmidt, 1956/59).²

Das Experiment. Frösche und Kröten gehören zu den Amphibien und wie bei den meisten dieser Arten verläuft die gesamte Entwicklung der Larven (Kaulquappen) in aquatischer Umgebung. Aber die Geburtshelferkröten (*Alytes obstetricans*) sind eine Ausnahme. Männchen und Weibchen paaren sich an Land und die Männchen



Die Biologische Versuchsanstalt (BVA) im Wiener Prater war eine der weltweit ersten Forschungseinrichtungen für experimentelle Biologie. 1903 privat gegründet, wurde sie 1914 der Akademie der Wissenschaften als Schenkung übertragen. Nach dem „Anschluss“ 1938 wurden ihre Gründer sowie viele Mitarbeiter/innen aus „rassistischen“ Gründen verfolgt und vertrieben. Einige kamen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern zu Tode wie Ihr Leiter Hans Leo Przi Bram. In den letzten Kriegstagen wurde das Gebäude weitgehend zerstört, 1946 wurde die BVA aufgelöst. Foto: Österreichische Akademie der Wissenschaften

wickeln anschließend die gallertigen Schnüre mit den befruchteten Eiern um ihre hinteren Beine und tragen sie an Land, bis die Embryonen soweit entwickelt sind, dass die Männchen wässriges Milieu aufsuchen und als Kaulquappen wie andere Amphibien schlüpfen. Kröten, die sich im Wasser paaren, haben spezielle hornartige und dunkle Schwielen auf ihren Vorderbeinen, die sogenannten Brunftschwielen (*nuptial pads*), mit denen sie die glitschige Haut der Weibchen greifen können. Die Geburtshelferkröten bilden aufgrund ihrer terrestrischen Lebensweise jedoch keine Brunftschwielen.

In seinem Schlüsselexperiment hat Kammerer versucht, diese Entwicklung zu beeinflussen ausgehend von der lamarckistischen Hypothese, dass man in landlebenden Kröten neue Merkmale induzieren kann, die als Anpassung an das Wasserleben gewertet werden können. Kammerer forcierte daher in seinen Experimenten die Paarung und Entwicklung der Kröten

und brachte sie in trockener, überhitzter Umgebung dazu, ihre Eier in das Wasser abzulegen (Kammerer, 1909). Das Gros der Eier starb zwar unter diesen Bedingungen, aber die wenigen, überlebenden Nachkommen paarten sich weiterhin im Wasser, ein Verhalten, das über mehrere Generationen erhalten blieb, solange wie die Tiere gehalten wurden. Die Veränderungen waren gegenüber den Kontrollen nicht auf das abweichende Verhalten beschränkt, sondern Kammerer beschrieb auch eine Verstärkung der Vorderbeine, dickere Gallerte der Eihüllen, geringere Dottermengen und größere Kiemen der Kaulquappen in den „Wasser-Tieren“. Das auffallendste morphologische Merkmal waren die Brunftschwielen, die sich in diesen Kröten entwickelte, und zwar von Generation zu Generation mit einer verstärkten Ausprägung, wie dies von Kammerer (1909) eindrücklich beschrieben wurde.³ In einer weiteren Arbeit anlässlich eines Symposiums zu Ehren Mendels in

2 Diese Skepsis schlug sich in der Wiederholung der zeitlich aufwendigen Züchtungsexperimente Kammerers durch namhafte Forscher nieder, zu denen auch der Heidelberger Zoologe und Entwicklungsbiologe Curt Herbst gehörte (1919, 1923), Nachfolger des Zoologen Otto Bütschli in der Akademie und Universität.

3 „In meiner Zucht aber der in vierter Generation von der Wärme beeinflussten Geburtshelferkröten waren die brünstig gewordenen Männchen (...) alle mit schwarzgrau verfärbten Schwielen an der Oberseite des Daumens und am Daumenballen versehen und ebenso zeigt sich an ihnen eine Hypertrophie der Vorderarmmuskulatur, der zufolge die ganze Gliedmaße eine etwas andre Stellung erhielt: sie wird mehr nach einwärts gekrümmt getragen, die Handflächen werden näher der Medianlinie dem Boden aufgestemmt. Dadurch aufmerksam geworden, untersuchte ich brunftige Männchen auch der vorigen und vorvorigen Generation, fand bei letzterer noch gar nichts, bei jener aber in der Tat an den nämlichen Stellen der Hand die Haut rauer als in der Umgebung, wie aufgerieben, aber nicht verfärbt, sondern gleichfarbig mit der Umgebung. Die Brunftschwielen der männlichen Anuren werden bekanntlich nicht als sexuelle Reizmittel gedeutet, sondern sie dienen ihrem Träger dazu, das Weibchen besser festhalten zu können. Denselben Zwecke dient natürlich auch die hypertrophierte Muskulatur des Armes. Wer je die Unterschiede gesehen hat, welche die Haut eines Lurches aufweist, je nachdem er sich, wenn auch nur kurz, auf dem Lande oder im Wasser befindet, wird nicht daran zweifeln, dass die Rauigkeiten an denjenigen Stellen wo die Extremität am innigsten mit dem Körper des Weibchens in Berührung kommt, sehr notwendig sind, um das Anklammern im Wasser zu ermöglichen und dass hierzu auch ein beträchtlicher Aufwand von Muskelkraft gehört; denn jede noch so warzige Amphibienhaut ist im Wasser binnen weniger Stunden infolge der Schleimabsonderung ganz glatt geworden; hingegen konnten sich die Schwielen und Muskeln bei der normalerweise auf dem Lande kopulierenden *Alytes* rückbilden, weil hier die Haut so rau bleibt, dass ein weiterer Behelf gar nicht vonnöten ist. Wenn wir daher sehen, dass die Brunftschwiele, die den landkopulierenden Geburtshelferkröten verloren gegangen, bei wasserkopulierenden Tieren in dritter Generation wieder auftritt und in

Brünn berichtete Kammerer auch, dass, wenn er die Wassertiere mit unbehandelten Kröten züchtete, diese Merkmale in dem Verhältnis auftraten, wie man es bei einer Mendelschen Vererbung erwarten würde (Kammerer, 1910).

Die Schlussfolgerung, die Kammerer aus seinem Experiment zog, war, es bewiese die „Vererbung einer funktionellen Anpassung“, was ganz im Sinne der lamarckistischen Sicht des Evolutionsgeschehens war, aber im Widerspruch zur noch jungen Genetik und Chromosomentheorie der Vererbung stand (Morgan, 1914; Sturtevant, 1913; Boveri, 1902). Widerspruch wurde daher in Briefen an Nature formuliert, an erster Stelle von W. Bateson (1919), der seit 1910 versuchte, im Rahmen der Vorbereitung seines Buchs *Problems of Genetics* (Bateson, 1913) offene Fragen zu Kammerers Experimenten zu klären. Wie Kammerer war auch Bateson bei der Brünner Feier zu Ehren Mendels und besuchte im Anschluss auch Przibram und Kammerer in Wien. In seinem Brief an Nature drückte er seine Enttäuschung über die Qualität der ihm

gezeigten Präparate aus und wies auf die Probleme mit der Arbeit hin.⁴ Das ist der Kardinalfehler im vorliegenden Fall: die mangelhafte Qualität und der ungenügende Umfang der Dokumentation der Experimente: vor, während und nach der Publikation. Der Briefwechsel zwischen Bateson und Przibram wurde nach Publikation von weiteren Arbeiten Kammerers (Kammerer, 1919) fortgesetzt (Bateson, 1923), aber erst als Kingsley Noble seinen Brief in Nature veröffentlichte (Noble, 1926), kam es zu der endgültigen Zuspitzung des Falls, der mit Kammerers Freitod endete.

Eine Fälschung. G. Kingsley Noble war Herpetologe am American Museum of Natural History in New York. Er untersuchte das letzte verbliebene Exemplar von Kammerers „Wasser“-Kröten und stellte fest, dass es an der Stelle der Brunftschwielen Injektionen von Tusche aufwies. Noble war an dieser Stelle sehr dezidiert und stellte in Abrede, dass Brunftschwielen überhaupt vorhanden waren, ebenso sei die Quelle der histologischen Präparate letztlich

fraglich.⁵ Kammerer bestritt zwar in dem Abschiedsbrief, seine Ergebnisse gefälscht zu haben, aber sein Selbstmord wurde als Beweis für seine Schuld gewertet. Seitdem galt Paul Kammerer in Öffentlichkeit und Wissenschaft als das Beispiel für wissenschaftlichen Betrug, obwohl auch angesehenen Wissenschaftler wie Richard Goldschmidt nicht das letzte Verdikt über ihn fällen wollten.⁶ So kannte der Zoologe und Genetiker Goldschmidt Kammerer persönlich und kritisierte ihn auch entschieden wegen seiner widersprüchlichen Befunde, das Kapitel in seinen Erinnerungen zu Goldschmidt leitete er aber so ein: „*Der Fall Kammerer* ist noch immer nicht ganz aufgeklärt. Es ist durchaus möglich, dass er einer der größten Fälscher aller Zeiten war; und es ist ebenso gut möglich, dass er die Natur nur korrigierte, ohne sich klar zu machen, dass so etwas in Betrug ausarten konnte“ (Goldschmidt, 1956/59).

Arthur Koestler beschäftigte sich mit den Betrugsvorwürfen gegen Kammerer und Ungereimtheiten im Detail, und er versuchte auf dieser Grundlage eine Rehabilitation Kammerers anzustoßen (Koestler, 1971/74). Den Kern des Vorwurfs, die Manipulation eines Präparats durch Injektion chinesischer Reibtusche durch Kammerer, konnte er nicht entkräften. Koestler argumentierte, dass die Tuscheinspritzungen auch von jemand anderem hätten vorgenommen werden können, vielleicht ein „gutmütiger Laborant“, der das verblasste Exemplar nachträglich retuschierte. Die Idee einer nachträglichen, späten Fälschung wurde auch vor wenigen Jahren im Buch des österreichischen Soziologen Klaus Taschwer aufgegriffen, einem Kenner der Wiener Szene. Taschwer hatte sich zuvor mit der deutschnationalen,



Nördliche Geburtshelferkröte, Männchen mit befruchteten Eiern (*Alytes obstetricans*).
Foto © Marina Wischinski | www.naturfotografie-mawi.de

vierter Generation nebst der Muskelhypertrophie gesteigert zum Vorschein kommt, so erhielt die erwähnte Tatsache die Bedeutung der Vererbung einer funktionellen Anpassung.“ (Kammerer, 1909, S. 516–517).

- 4 "After seeing what Dr. Kammerer showed us we were entirely unconvinced, and in particular it seemed to us inexplicable that, if *Alytes* had existed with Brunftschwielen in July, one specimen of so great a curiosity should not have been preserved, if only for exhibition with the Salamanders at Dr. Kammerer's numerous lectures (...) I find it difficult to understand why, if these structures are as Dr. Kammerer declares, he did not make a proper series of photomicrographs of them in showing their several positions and forms-no very hard task for such an institution as the Versuchsanstalt. Entomologists and students of fungi make such photographs constantly..." (Bateson 1919, S. 344).
- 5 "My remarks on Kammerer's *Alytes* at the British Association were to the effect that the sections sent by Dr. Kammerer to America showed only asperities, not distinctive glands characteristic of the nuptial pads of other Salientia. The glands in his sections of the controls were the same size as those in his experimentals. Asperities may be formed on different parts of the body in one or both sexes of different species of frogs, and in some cases are apparently not correlated with a sex hormone. In the case of Kammerer's results, the question concerned the inheritance of spines, not of complete pads. (...) In regard to the only specimen in existence of Kammerer's experimentals exhibiting merely a 'clumsy' attempt at 'faked' restoration, 'made' after its return to Vienna, we have Kammerer's own word that the blackened areas were present in the specimen when it went to England (Przibram, 1926, Nature, August 7, p. 210), and moreover these areas are the only 'nuptial pads' which show up in the photograph made. (...) Further, these blackened areas deceived two able biologists in Vienna who examined the specimen in my presence" (Noble, 1926).
- 6 Goldschmidt war Doktorand Otto Bütschlis in Heidelberg, später 1. Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin und musste 1936 in die USA emigrieren, wo er Professor an der UC Berkeley war. Er verband als erster die Genetik mit der Entwicklungs- und Evolutionsbiologie.

rechtsradikalen Wiener Professorenschaft in der Zeit vor dem Anschluss Österreichs 1938 auseinandergesetzt (Taschwer, 2015). Er stellt in seinem neuen Buch eine entgegengesetzte Hypothese auf: Nicht falsche Gutmütigkeit, sondern eine gezielte Schädigung von Kammerers Ruf sei der Hintergrund der Fälschung gewesen (Taschwer, 2016).

Taschwers Rekonstruktion fußt im Wesentlichen auf zwei neuen Hinweisen. Zum einen fand er in Koestlers Nachlass einen Briefwechsel von Koestler mit dem Österreich-stämmigen Pathologen Paul Steiner aus San Francisco. Steiner musste sein Medizinstudium 1938 nach dem Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland abbrechen und flüchtete in die USA. Er berichtete über seine Gespräche mit einem ehemaligen Freund an der Biologischen Versuchsanstalt (BVA), wo man sich erzählte, dass Othenio Abel (Vorstand der Paläobiologie) einem Laboranten an der BVA den Auftrag gab, dass er „die Salamander von Kammerer manipuliert habe“ (Taschwer, 2016). Othenio Abel war ein führender Kopf der deutschnational-antisemitischen und organisierten Professorenschaft, auch an der Philosophischen Fakultät in Wien. Nach 1923 war eine Anstellung jüdischer Wissenschaftler an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien quasi chancenlos (Taschwer 2016; FAZ 13.11.2016) und Kammerer hatte als habilitierter Wissenschaftler einen Antrag auf eine Titular-Professur gestellt. Dies zu verhindern wäre schon ein Motiv in dieser Zeit gewesen. Der Besuch Nobles in Wien und die Inspektion der Präparate wäre dann eine große Koinzidenz der Ereignisse gewesen. Aber wie Taschwer plausibel nachweisen kann, standen Noble und Abel bereits seit 1925 in engerem Austausch miteinander, was die Verschwörungshypothese stützt, aber nicht beweist.

Entdeckung der Epigenetik? Auch auf wissenschaftlicher Seite wurde vor wenigen Jahren versucht, den Fall Kammerer im Lichte aktueller molekularbiologischer Forschung neu zu bewerten. Vargas (2009) versuchte, Kammerers Daten aus der

Sicht der Epigenetik zu erklären und kam zu dem Schluss: *“Kammerer could be the true discoverer of non-Mendelian epigenetic inheritance”*. Diese Aussage war mit maximaler Publizität verbunden (Pennisi, 2009), sie hat aber auch nochmals zu einer scharfen Antwort von molekular-evolutionsbiologischer Seite geführt (van Altzen & Arntzen, 2016, 2017).

Was waren die Argumente? Vargas (2009) und Vargas et al. (2016) vermuten, dass der Bildung der Brunftschwielen epigenetische Mechanismen zugrunde liegen. Durch das enzymatische Hinzufügen oder Entfernen von z.B. Methylgruppen auf die Nukleobasen bestimmten DNA-Regionen können Gene stillgelegt oder aktiviert werden. Sie werden modifiziert, aber nicht dauerhaft verändert wie bei Mutationen (wo z.B. aus einem Cytosin ein Adenin werden kann und wodurch der genetische Code verändert wird). In der epigenetischen Forschung hat man zeigen können, dass nicht erbliche chemische Modifikationen der DNA in seltenen Fällen über mehrere Generationen übertragen werden können. Beispiele epigenetischer Änderungen sind veränderte Muster der DNA-Methylierung bei der Regulation von Körpergröße oder bei Farbmustern bei Haaren und Federn. Vargas spekuliert, dass Veränderungen in der Gallerthülle um die Eier von Kammerer-Kröten zu einer abnormalen DNA-Methylierung einiger Gene geführt haben (Vargas et al., 2009).

Es wurde auch versucht (Vargas et al., 2009, 2016), Kammerers Kreuzungsexperimente durch den „parent of origin effect“ neu zu interpretieren, eine Ebene der Daten-Interpretation, die Kammerer noch in keiner Weise zugänglich war und ihn hätte entlasten können (Wagner, 2009). Solche Effekte treten auf, wenn die phänotypischen Auswirkungen eines Gens davon abhängen, ob das Gen von der Mutter oder vom Vater vererbt wird. Dennoch, Prävalenz und Auswirkungen auf die Vererbbarkeit komplexer Merkmale sind derzeit jedoch unklar (Macias-Velasco et al., 2022). Hier setzte die frühere Kritik von van Altzen & Arntzen (2017) an, welche die ungenügende Datenbasis der Experimente

hervorheben. Sie schildern im Detail, wie die nach Vargas (2009) vermeintlich passenden Daten auf ungeprüften Annahmen über die zugrundeliegenden genetischen Mechanismen beruhen.⁷ Wie schon von Goldschmidt bemerkt, liegen Kammerers Daten zu den Kreuzungsexperimenten bemerkenswert nahe an der beschworenen Mendelschen Relation, zu gut, um echt zu sein. Auch sie kommen zu dem Schluss, dass Kammerers Daten fiktiv sind und dass Vargas et al. (2016) nicht vorhandene Daten verwendet haben, um eine Unterstützung für eine Rolle der Epigenetik in der neo-Lamarckschen Evolution zu finden.

Conclusio. Kann der Fall Paul Kammerer heute schlüssig beantwortet werden? Weitgehend ja, aber die Antwort liegt auf zwei Ebenen: Auf wissenschaftlicher Ebene muss die Qualität der wissenschaftlichen Daten gesichert sein, das schließt die Reproduzierbarkeit der Experimente und ihre Dokumentation ein; sie war im Fall Kammerer ungenügend (wie schon von den zahlreichen Wissenschaftlern seiner Zeit hervorgehoben) und das unterscheidet Wissenschaft von Fiktion, auch und vielleicht besonders, wenn attraktive Hypothesen im Raum stehen. Auf forensischer Ebene ist gesichert, dass die Tuschemarkierungen an den Präparaten zu einem späten Zeitpunkt angebracht wurden, über die Urhebererschaft der Manipulationen kann nur spekuliert werden. Und dann hat der Fall letztlich noch eine dritte Ebene, wie sie schon Kammerers Mentor, Leo Prziham, gesehen hat, die menschliche (Prziham, 1926), mit all ihren Abgründen.

Thomas W. Holstein
Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

Referenzen:

- van Alphen, Jacques JM, and Jan W. Arntzen (2016). Paul Kammerer and the inheritance of acquired characteristics. *Contributions to Zoology* 85: 457-470.
- van Alphen, Jacques JM, and Jan W. Arntzen (2017). The case of the midwife toad revisited. *Contributions to Zoology* 86: 261-272.
- Bateson, William, and Gregor Mendel. (1913). *Mendel's principles of heredity*. University Press.
- Bateson, William (1919). Dr. Kammerer's Testimony to

⁷ Dies betrifft vor allem das Verhalten der Tiere, die als Reaktion auf einen Temperaturanstieg von der Landzucht zur Wasserzucht wechseln, deren Eier, die innerhalb weniger Generationen resistent gegen Schimmelpilze werden, die Entwicklung der Brunftschwielen und die Veränderungen in der Entwicklung von wassergeborenen Larven (van Alphen & Arntzen, 2017).

- the Inheritance of Acquired Characters. *Nature* 103: 344-345.
- Bateson, William (1923a). Experiments on *Alytes* and *Ciona*. *Nature* 111: 738-739.
- Bateson, William (1923b). The inheritance of acquired characters in *Alytes*. *Nature* 112: 391-391.
- Bateson, William (1923c). Experiments on *Alytes* and *Ciona*. *Nature* 112: 899-899.
- Boveri, Theodor (1902). Über mehrpolige Mitosen als Mittel zur Analyse des Zellkerns. *Verhandlungen der physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg* 35: 67-90.
- Gliboff, Sander (2006). The case of Paul Kammerer: evolution and experimentation in the early 20th century. *Journal of the History of Biology* 39: 525-563.
- Goldschmidt, Richard B. (1956). Portraits from memory. Recollections of a zoologist.
- Goldschmidt, Richard B. (1959). Erlebnisse und Begegnungen: aus der großen Zeit der Zoologie in Deutschland.
- Herbst, Curt (1919). Beiträge zur Entwicklungsphysiologie der Färbung und Zeichnung der Tiere. Der Einfluß gelber, weißer u. schwarzer Umgebung auf die Zeichnung von *Salamandra maculosa*. *Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften*. Universitätsverlag Winter.
- Herbst, Curt (1924). Beiträge zur Entwicklungsphysiologie der Färbung und Zeichnung der Tiere. 2. Die Weiterzucht der Tiere in gelber und schwarzer Umgebung. *Roux's Arch Dev* 102: 130-167.
- Kammerer, Paul (1909). Vererbung erzwungener Fortpflanzungsanpassungen: III. Mitteilung: Die Nachkommen der nicht brutpflegenden *Alytes obstetricans*. *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen* 28: 447-545.
- Kammerer, Paul (1910). Beweise für die Vererbung erworbener Eigenschaften durch planmäßige Züchtung. *Deutsche Gesellschaft für Züchtungsforschung. Vortr.* Vol. 12.
- Kammerer, Paul (1913). Vererbung erzwungener Farbveränderungen: IV. Mitteilung: Das Farbkleid des Feuersalamanders (*Salamandra maculosa* Laurenti) in seiner Abhängigkeit von der Umwelt. *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen* 36: 4-193.
- Koestler, Arthur (1971). The Case of the Midwife Toad. New York: Random House.
- Koestler, Arthur (1972). Der Krötenküsser. Der Fall des Biologen Paul Kammerer. Molden Verlag, Wien/München/Zürich.
- Macias-Velasco, Juan F., et al. "Parent-of-origin effects propagate through networks to shape metabolic traits." (2022). *Elife* 11 e72989.
- Mahler-Werfel, Alma (1958). And the Bridge is Love. New York: Harcourt, Brace & Co.
- Mahler-Werfel, Alma (1960). Mein Leben. Biografie. Frankfurt am Main: Fischer TB.
- Morgan, Thomas Hunt (1914). Heredity and sex. Columbia University Press., Morgan, 1914.
- Noble, G. Kingsley (1926). Kammerer's *Alytes*. *Nature* 118: 518-518.
- Pennisi, Elizabeth (2009). The case of the midwife toad: fraud or epigenetics? *Science*: 1194-1195.
- Przibram, Hans (1926a). Kammerer's *Alytes* (2). *Nature* 118: 210-211.
- Przibram, Hans (1926b). Paul Kammerer als Biologe. *Monistische Monatshefte*: 401-405.
- Przibram, Hans (1926c). Prof. Paul Kammerer. *Nature* 118: 555-555.
- Sturtevant, Alfred H. (1913). The linear arrangement of six sex? linked factors in *Drosophila*, as shown by their mode of association. *Journal of Experimental Zoology* 14: 43-59.
- Taschwer, Klaus (2015). Hochburg des Antisemitismus. Der Niedergang der Universität Wien im 20. Jahrhundert. Cernin Verlag.
- Taschwer, Klaus (2016). Der Fall Paul Kammerer. Das abenteuerliche Leben des umstrittensten Biologen seiner Zeit. Hanser Verlag.
- Vargas, Alexander O. (2009). Did Paul Kammerer discover epigenetic inheritance? A modern look at the controversial midwife toad experiments. *Journal of Experimental Zoology Part B: Molecular and Developmental Evolution* 312: 667-678.
- Vargas, Alexander O., Quirin Krabichler, and Carlos Guerrero-Bosagna (2016). An epigenetic perspective on the midwife toad experiments of Paul Kammerer (1880–1926). *Journal of Experimental Zoology Part B: Molecular and Developmental Evolution* 328: 179-192.
- Wagner, G.P. (2009). Paul Kammerer's midwife toads: about the reliability of experiments and our ability to make sense of them. *J. Exp. Zool.*, 312B: 665-666.

„Alles, was nicht Tradition ist, ist Plagiat“? Eklektizismus, Fälschung, Pastiche und Zitat bei Hugo von Hofmannsthal

„Alles, was nicht Tradition ist, ist Plagiat“, lautet ein Aperçu des katalanischen Schriftstellers Eugeni d'Ors (1882–1954). Es zeigt, wie weit der Glaube an die umfassende Macht der Tradition gehen kann, behauptet dieser Satz doch, dass schlichtweg jede rechtmäßige kulturelle Artikulation des Menschen unentrinnbar traditionsbedingt sei. Bekennt man sich dazu, ist für Eugeni d'Ors alles in Ordnung. Unterlässt man es aber, habe man es mit einem Plagiat zu tun, das absichtsvoll täuscht und seine Herkunft verschweigt. Dieses harsche und natürlich auch angreifbare Zitat (das ja die Möglichkeit von jeglicher Traditionsverweigerung überhaupt zu negieren scheint) passt vielleicht ganz gut zu einer Miscelle über den österreichischen Dichter Hugo von Hofmannsthal (1874–1929), da kaum eine deutschsprachige literarische Strömung der

Klassischen Moderne sich so sehr aus der Traditionsverbundenheit definierte wie die Gruppe des Jungen Wien seit den 1890er Jahren. In Hofmannsthals Nachlass findet sich die Notiz: „Eklektizismus und Originalität in uns gemischt. Unsere Kunst ist eine nachschaffende“. Wie diese poetische Anlehnungsbedürftigkeit auch den Vorwurf der Fälschung oder des Plagiats provozieren konnte, soll folgend beleuchtet werden.

Hofmannsthal sah sich oft mit der Kritik konfrontiert, dass seine Dichtung sich wesentlich auf die Reaktivierung alter Traditionsbestände reduzieren lasse. Schließlich fußte etwa der *Jedermann* (1911) auf mehreren mittelalterlichen Mysterienspielen. Dementsprechend gab es missgünstige Kollegenschelte, wenn etwa Gottfried Benn (1886–1956) über Hofmannsthal be-



Hugo von Hofmannsthal (1910)
Foto: Nicola Perscheid (gemeinfrei)

fand: „Erlebt hat er eigentlich gar nichts. Durchgemacht auch nichts. Ein Schieber, Bankierssohn, mit sehr viel gepumpten Beständen“. Die Rüge ging aber manchmal noch weiter und rückte das Werk in die Nähe der kongenialen Fälschung. Für das Drama *Der Turm* (1927) und die Erzählung *Die Frau ohne Schatten* (1919), die Hofmannsthal parallel zu seinem Libretto für die gleichnamige Oper von Richard Strauss (1864–1949) verfasste, beobachtete Walter Benjamin (1892–1940) eine Art der Überannäherung an den Tonfall des Vorbilds: „So goethisch ist keine Novelle wie *Die Frau ohne Schatten*, so Calderonsch kein calderonsches Drama wie *Der Turm*. [...] Der große Fälscher [...] zitiert [das] Urbild. Und das ist Hofmannsthals Fall: er zitiert nicht Zeilen, schöne Stellen oder dergleichen sondern das ganze große Urbild.

[...] Denn in der Tat zitiert der Fälscher auch in jenem anderen Sinne die Werke: er beschwört sie.“ Damit nähert Benjamin das Traditionsverhalten Hofmannsthals dem Pastiche an, also der Imitation des Stils eines Autors, wobei man mit Marcel Proust (1871–1922) hier auch überlegen könnte, inwiefern es sinnvoll wäre, für Hofmannsthal zwischen einem *pastiche volontaire* und einem *pastiche involontaire* zu unterscheiden.

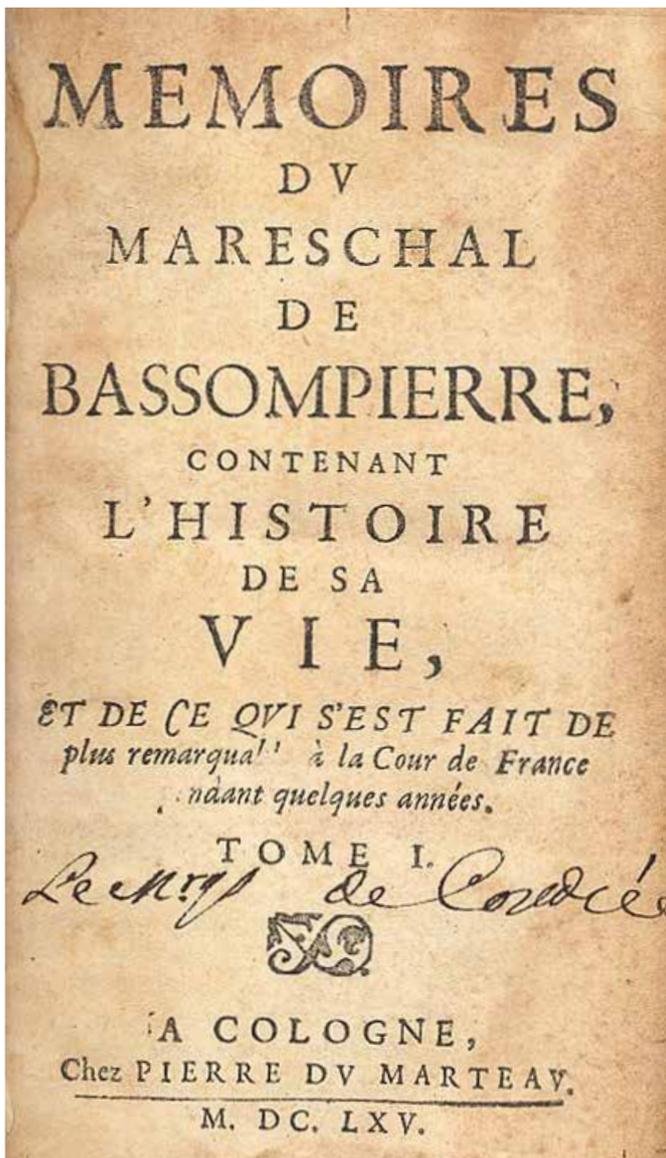
Was für das späte Drama *Der Turm* und das Kunstmärchen *Die Frau ohne Schatten* gelten mag, ist meines Erachtens aber nicht gleichermaßen gültig für Hofmannsthals frühe Bearbeitung einer Anekdote aus den Memoiren des Marschalls Bassompierre (1579–1646), die bereits Goethe (1749–1832) aus dem Französischen übersetzt und in

seinen Erzählzyklus *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795) integriert hatte. Der adlige Bassompierre erzählt dort rückblickend von einer kurzen Affäre mit einer Krämerin im von der Pest heimgesuchten Paris, die abrupt endet, weil beim zweiten Stelldichein Bassompierre statt der lebendigen Krämerin zwei Leichen vorfindet in einem Zimmer, das mit einem Strohfeuer (zur Pestbekämpfung) ausgeräuchert wird. Über die Identität der Toten schweigt sich Bassompierre aus. Die Figuren in Goethes Rahmenerzählung spekulieren, ob eine der Toten wohl die Krämerin gewesen ist.

105 Jahre nach Goethe verfasste Hofmannsthal bei

einem Parisaufenthalt im Frühjahr des Jahres 1900 seine Version der Erzählung: *Das Erlebnis des Marschalls von Bassompierre*. Der 26-jährige Hofmannsthal übernahm dabei zum Teil ganze Sätze von Goethe wörtlich, bei manchen stellte er die Wortreihenfolge um, bei manchen fügte er neue Worte hinzu oder ersetzte alte, und vor allem: Er erweiterte den Umfang durch eigene, neue Textanteile erheblich. Diese Erzählung erschien erstmals in der Wiener Wochenschrift *Die Zeit* in zwei Folgen und zwar in der ersten Folge noch unvorsichtigerweise ohne den Zusatz, dass Hofmannsthal hier einen von Goethe übersetzten Text Bassompierres neu erzählt. Hofmannsthal hatte keine ‚urheberrechtlichen‘ Vorkehrungen getroffen. Die wörtlichen Übernahmen von Goethe waren auch nicht durch bibliographische Hinweise in einer Anmerkung oder durch Anführungszeichen oder Ähnliches markiert. Das gab ziemliche Aufregung. Der Vorwurf des Plagiats wurde in der Tagespresse laut. Ausgerechnet Karl Kraus (1874–1936) – sonst nicht gerade ein Hofmannsthal-Enthusiast – verteidigte Hofmannsthal dann gegen den Vorwurf des Plagiats. Er erläuterte in seiner Zeitschrift *Die Fackel*: „Wer den Faust oder Hamlet citiert, mag es manchmal für nöthig erachten, den Namen Goethe oder Shakespeare dabei zu nennen. Aber soll es wirklich als Plagiat gelten, wenn er’s nicht tut? [...] Nein, was Ungebildete hier Plagiat nennen, ist in Wahrheit Citat.“ Ob eine unmarkierte Textübernahme als kryptisches Zitat gefeiert oder als dreistes Plagiat geziehen wird, hängt rezeptionsästhetisch davon ab, ob Autor und Leser über denselben Bildungsstand und Kanon verfügen. Je kanonischer ein Text eingeordnet wird, desto weniger scheint es nötig, das Zitat zu kennzeichnen. Hermann Heimpels (1901–1988) alte und immer noch probate Hausarbeitsempfehlung „Literaturkenntnis schützt vor Neuentdeckungen“ ließe sich hier vielleicht abwandeln: Traditionsbewusstsein bewahrt vor aufgeregten Whistleblower-Gesten.

Der Bezug auf den Prätext wird hier zur Möglichkeit, die psychologisierenden Schreibweisen der Jahrhundertwende zu profilieren, gerade auch in Absetzung von der Vorlage. Es ist ein bildungsbürgerliches, elitäres Erzählen für literarisch orientierte



Titelblatt zu den Memoiren Bassompierres, die Hugo von Hofmannsthal dann bearbeitet.

Leser, die ihren Goethe kennen und in der Lage sind, Hofmannsthals kleine Veränderungen zu goutieren. Er wählt literarisch imprägnierte Themen, die eine große Vergangenheit, eine eigene Literaturgeschichte bereits mitbringen. Hofmannsthal erschafft so ein ästhetisch potenziertes Erzählen der feinen Unterschiede.

Auffällig ist, dass Hofmannsthals Text viermal so lang ist wie Goethes Version. Hofmannsthal erfindet neue Szenen, gibt der Krämerin sehr viel mehr Raum in Gestalt von sprachlosen Pantomimen. Er fügt eine weitere männliche Figur in den Text ein, die es ermöglicht, hinter der Ehebruchsgeschichte eine Kriminalhandlung mit diplomatischem Komplott zu mutmaßen. Hofmannsthal gestaltet den Text konsequent mit Leitmotiven aus, zum einen mit dem Motiv des Apfels, aber vor allem mit dem Motiv des Feuers, das bei ihm nun alle Sequenzen der Erzählung miteinander verklammert. Eine atmosphärische Verdichtung verlangsamt das Erzähltempo: Die atemlose Anekdote wird in einen Reigen stimmungsvoller Einzelbilder überführt, die ein wenig statisch wie *tableaux vivants* wirken. Und vor allem: Die Haltung des Ich-Erzählers Bassompierre zu seiner Geschichte ändert sich im Verlauf seiner Erzählung. Was diesem Bassompierre Hofmannsthals passiert, das ist nicht eines von vielen bunten Abenteuern, sondern wird zu einem verstörenden Ereignis, zu einem, wie es der Titel sagt, enigmatischen *Erlebnis des Marschalls von Bassompierre*. Den Erlebnis-Begriff wählt der Philologe und begeisterte Wilhelm Dilthey-Leser Hofmannsthal hier wohl mit Bedacht.

Hofmannsthal verlegt die Handlung vom Sommer in den bitterkalten Spätwinter. Dies ermöglicht es ihm, die frostige Außenwelt mit dem vom nächtlichen Kaminfeuer erwärmten und beleuchteten Innenraum der Liebesbegegnung zu kontrastieren. Dieses Gegeneinander von einer kalten, hell ausgeleuchteten Außenwelt des Tages, der vom Kaminfeuer erwärmten Nacht im intimen Innenraum und schließlich des Strohfeuers der Toten strukturiert bei Hofmannsthal die einzelnen Erzählabschnitte. Hofmannsthal gestaltet den Text ambiguer, verstärkt das Geheimnisvolle des Geschehens, das aber in seiner Version dem Erzähler durchaus bewusst wird.

Im Unterschied zur Vorlage Goethes hat Hofmannsthal seinen Bassompierre eine Wandlung durchlaufen lassen: Aus dem nachlässig-selbstverliebten und adelsstolzen Abenteurer wird eine irritierte Gestalt, die versucht, der Rätselhaftigkeit einer Begegnung auf den Grund zu gehen. Die Leser erhalten erheblich mehr Einblick in ein sehr viel differenzierteres seelisches Innenleben. Der Jungwiener Hofmannsthal folgt damit Hermann Bahrs (1863–1934) Forderung nach einem psychologischen, ‚verinnerten‘ Erzählen, das im Anschluss an Paul Bourget (1852–1935) die „états d’âmes“, die „Seelenstände“ (wie das Bahr übersetzt), als Thema der Literatur annouciert.

Dieses Verfahren passt noch nicht zu den von Walter Benjamin beschriebenen Pastiche-Techniken im Spätwerk, denn hier zitiert Hofmannsthal in der Tat noch abgrenzbar „schöne Stellen“ und einzelne „Zeilen“, um dann aber durch Variationen und Ergänzungen den Gesamtklang des Textes nicht zu imitieren, sondern zu verschieben von einer kuriosen Anekdote zu einer grundstürzenden Erfahrung. *Das Erlebnis des Marschalls von Bassompierre* ahmt gerade nicht den Stil Goethes nach, sondern taucht das Geschehen in ein eigenes Kolorit des *Fin de siècle*. Es ist keine Fälschung oder Plagiat; es besteht keine Täuschungsabsicht. Aber es ist auch kein Pastiche. Hier wird ein alter Text von Goethe genommen und an seinen Rändern collageartig verlängert, weitergeschrieben. Dieses Weiterschreiben ist kein Schreiben *à la manière* de Goethe, sondern eine Verwandlung nach den erzähltheoretischen Vorgaben von Paul Bourget und Hermann Bahr.

Eine solche Innovation war freilich eine Innovation für Eingeweihte, die sehr genau hinschauen mussten, um das Neue im Alten zu erkennen. Den Zeitgenossen Hofmannsthals war diese traditionsbewusste Innovation vielleicht noch erläuterbar, aber ob auch noch in Zukunft die Innovation erkennbar, der Unterschied zwischen Vorlage und Bearbeitung für relevant erachtet werden würde, mochte man bezweifeln. Karl Kraus kalauerte daher über Goethe und Hofmannsthal:

Goethe und Hofmannsthal

Will Hofmannsthal Goethes Entwicklung begleiten,

so wirkt es noch in die fernsten Zeiten.

Was immer auch dieser jenem leiht,

es reicht für beider Unsterblichkeit.

Müssen die, die späterhin beide lesen,

denn wissen, welcher der Ältre gewesen?

Die hundert Jahre, welche dazwischen,

werden weitere hundert wieder verwi-

schen.

Nach tausend aber ist's schon egal,

ob Goethe oder Hofmannsthal.

Barbara Beßlich

Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Täuschung ist menschlich

Goethes Täuschungsbegriff zwischen Betrug, Irrtum und Illusion

Goethe kannte keine Enttäuschung. Das heißt nun nicht, dass er in seinem langen Leben niemals enttäuscht wurde, im Gegenteil. Aber er kannte, bzw. genauer: er benutzte in seinen schriftlichen Hinterlassenschaften weder das Substantiv „Enttäuschung“ noch das Verb „enttäuschen“. Beide Begriffe kommen nämlich erst um 1800 auf, nehmen dann einen steilen Aufschwung im Gebrauch und bleiben ab 2000 relativ konstant im allgemeinen Sprachgebrauch (vgl. dazu die Worthäufigkeitsstatistiken des *Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache*). Und auch das Wort „Täuschung“ ist erst ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts häufiger nachweisbar.

Für Goethe sind immerhin knapp fünfzig verschiedene Belege des Substantivs „Täuschung“ verzeichnet. Sie zeigen, wenn man sie in ihre semantischen Aspekte zerblättert, einen noch jungen Begriff, der zwischen den Polen von Betrug, Irrtum und Illusion oszilliert – und damit eher negativ konnotierten Wörtern. Doch Goethe ist (zumindest in seiner Altersphase) überzeugt, dass Täuschungen nicht nur unvermeidlich sind – nämlich in der Natur des Menschen verankert –, sondern auch psychologisch wie ästhetisch nötig: Denn ist nicht alle Kunst, ihrem Wesen nach – Täuschung, Vortäuschung, Schein einer höheren Wirklichkeit?

Warum nun ist die „Täuschung“ ein so später Ankömmling im deutschen Sprachkosmos, und wie verhalten sich ihre Bedeutungsfacetten von „Kunst“ bis „Betrug“ zueinander? Etymologisch gibt das Wort zunächst nicht viel her. Die meisten Sprachhistoriker sind sich einig, dass es keine mit Sicherheit nachweisbaren sprachlichen Ahnen gibt, sondern nur eine vage onomatopoetische Ableitung von einer geschwinden, täuschenden Bewegung der Hand, meist zu Betrugszwecken bei Würfelspielen oder ähnlichem; der Hütchenspieler ist sozusagen der sprachliche Urahn der „Täuschung“.

Auch das wichtigste Wörterbuch des 18. Jahrhunderts, Johann Christoph Adelungs *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* (1793–1801), hat das Lemma „Täuschung“ nicht, wohl aber das Verb „täuschen“. Es wird relativ sparsam in zwei semantische Komponenten zerlegt: zum einen die (unabsichtliche) Sinnestäuschung oder die Täuschung durch die Einbildungskraft; zum zweiten die willentliche, „angenehme Betrug der Sinne“ in den schönen Künsten. Der Betrug im engeren Sinne hingegen firmiert unter der kurz danach verschwindenden „Täuscheley“.

Goethe nun verwendet mehrfach den Begriff „Sinnestäuschung“, der eine besonders große Rolle in der *Farbenlehre* spielt; er hat dafür auch die verwandten Worte „Augentäuschung“, „Gesichtsbetrug“ oder „Augengespenst“ (vgl. die entsprechenden Artikel im *Goethe-Wörterbuch*; „Täuschung“ selbst ist noch nicht erschienen). Auch die „Selbsttäuschung“ taucht bei ihm schon auf, und zwar im Sinne einer mehr oder weniger bewussten Irreführung der eigenen Person; ebenso wie „Selbstbetrug“ samt dem Verb „selbstbetrügen“. Selbsttäuschungen können dabei durchaus „heiter, glücklich, oft hilfreich“ (Brief vom 26. März 1819) sein; wie die Sinnestäuschung sind sie gelegentlich unvermeidlich und gleichzeitig in gewissem Sinne nötig, was schon auf die Aufwertung des Begriffs im ästhetischen Kontext hinweist.

Besonders interessant ist die zweite semantische Komponente des Begriffs, nämlich seine Verwandtschaft zum „Irrtum“. Dieses Bedeutungsfeld wird vor allem am Beispiel Newtons diskutiert; also demjenigen Wissenschaftler, dem Goethe im polemischen Teil seiner *Farbenlehre* mehrfach vorwirft, sowohl sich selbst als auch die wissenschaftliche Mitwelt geradezu systematisch getäuscht zu haben, um seine eigene, auf einem grundlegenden Irrtum

beruhende Theorie über das Wesen der Farben durchzusetzen. Newton jedoch, davon ist Goethe zutiefst überzeugt, war ein ehrenwerter Mann. Wie konnte es also passieren, dass er sich so tief in Täuschung und Selbsttäuschung verstrickte?

Dieser Frage widmet Goethe eine eigene kleine Charakterstudie im „Historischen Theil“ der *Farbenlehre* mit dem Titel „Newton und der Irrtum“, die sich hochinteressant und gleichzeitig in vielerlei Hinsicht aktuell (bzw. vielleicht besser: zeitlos) liest. Jeder Mensch, das ist das Apriori dieser Analyse, ist von Natur aus Irrtümern unterworfen; und zwar in Bezug auf seine Neigungen (das, so sagt Goethe, ist offensichtlich: wir täuschen uns ständig in Menschen!) und in Bezug auf seine Meinungen (siehe Newton). Gleichzeitig hat der Mensch jedoch – das wird uns ebenso als Apriori präsentiert – zwei innere Instanzen, die von ihrem Wesen her täuschungsresistent sind: die Vernunft und sein Gewissen nämlich. Beide, so Goethe, kann man zwar belügen, aber niemals täuschen; sie sind eine Art innerer Wahrhaftigkeitsdetektor.

Wenn nun ein „starker Charakter“ – wie Newton – aufgrund einer massiven Selbsttäuschung mit diesen inneren Wahrheitsdetektoren in Konflikt kommt, muss er einen sozusagen proportionalen Aufwand an Lügen und Selbsttäuschung betreiben, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu geraten. Er lässt dabei fahrlässig die anfangs unschuldige Täuschung in sich zu einem System des Irrtums „festwurzeln“. Diesem ist er selbst dann schutzlos ausgeliefert, denn kein Mensch ist sich selbst vollständig durchschaubar. Aber immerhin könnten Einzelne, so vermutet Goethe im nächsten Schritt der Argumentation, ein „höheres Bewusstsein“ über ihre eigene Natur haben, an der der Mensch „durch alle Freiheit nichts zu verändern vermag“. Deshalb mag man gelegentlich sogar halb-bewusst einsehen können, wo man falsch

handelt, sich Selbsttäuschungen hingibt, Lügengebilde aufbaut – aber einen Fehler zu erkennen, heißt noch lange nicht, sein Verhalten grundlegend zu verändern! Denn psychologisch, so Goethe weiter, ist es uns völlig unmöglich, in einem permanenten Modus der Selbstkritik zu leben. Wir neigen dann vielmehr dazu, unsere eigenen, erkannten Fehler auf die Umstände oder auf andere zu schieben – ein „gemeines Mittel“, so Goethe lakonisch (die moderne Psychologie würde hier von „kognitiver Dissonanz“ sprechen). Wenn wir aber nicht zu diesem verbreiteten Hilfsmittel greifen wollen, können wir uns immerhin der „Ironie“ bewusst werden,

die in diesem Konflikt unseres „vernünftig richtenden Bewusstseins mit der zwar modifizablen aber doch unveränderlichen Natur“ liegt. Und wir würden dann vielleicht sogar „unsere Fehler und Irrthümer – wie ungezogene Kinder spielend behandeln, die uns vielleicht nicht so lieb sein würden, wenn sie nicht eben mit solchen Unarten behaftet“.

Mit der Ironie und dem Konzept des Spiels sind wir nun schon im Bereich der Kunst angekommen. Die Kunst ist das Reich der Täuschung, der wohlverstandenen ästhetischen Täuschung allerdings; nicht der „gemeinen Täuschung“, wie sie beispiels-

weise eine allzu naturalistische Malerei anstrebt. Und genau an dieser Stelle kann man sehen, warum der Täuschungsbegriff historisch erst an dieser Stelle in Schwung kommt. Denn in einem geschlossenen theologischen Weltbild ist die Täuschung Teufelswerk; Gott täuscht nicht, auch nicht aus psychologischen Gründen (und vor allem: enttäuscht er nicht!). In einer Kunstauffassung, die sich jedoch zunehmend vom bisher regierenden Nachahmungs-Paradigma emanzipiert und eine autonome Sphäre für sich beansprucht, wird der schöne Schein, den das Kunstwerk produziert, zum wichtigsten Vehikel seiner Wirkung. Denn auch die klassische Weimarer Ästhetik ist, da unterscheidet sie sich nicht von ihren Vorgängern, eine Wirkungsästhetik: Sie will etwas erreichen beim Rezipienten, nämlich seine ästhetische Erziehung!

Kunst wird nun geradezu definiert als Exzellenz in der Produktion von Täuschung: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt“ (*Dichtung und Wahrheit*). Diese Definition ist nicht ganz einfach, und man kann durchaus sehen, wie heikel das Unternehmen der Aufwertung der Täuschung und des Scheins ist: Denn wie unterscheidet man eigentlich die „höhere Wirklichkeit“ von dem „gemeinen Wirklichen“? Und wie unterscheidet sich eine Kunst, die ganz auf der geschickten Illusion beruht – beispielsweise im Schauspiel, das nun mit aller Entschiedenheit ein Illusionstheater wird und im Idealfall eine „wahre kindliche Täuschung“ erzeugt –, von jeglicher höherer Manipulation, die letztendlich mit den gleichen Täuschungsmechanismen und der menschlichen Anfälligkeit dafür operiert?

Dazu entwickeln Goethe und Schiller eine komplizierte Theorie ästhetischer Erziehung (sozusagen: einen Grundkurs in Täuschungskompetenz), die hier nicht ausgeführt werden kann. Gezeigt werden kann an Goethes Begriffsgebrauch aber vor allem, wie schillernd der neue Begriff bereits in seiner Frühphase ist: Täuschung kann wissentlicher oder unwissentlicher



Illustration von Johann Heinrich Ramberg, Zeichnungen zu Goethes Faust I, 1828, Theaternmuseum, Wien

Betrug, kann glückliche Selbsttäuschung oder fatale Selbstverkenning, kann wissenschaftlich unvermeidbarer Irrtum oder systematische Täuschungsmaschinerie, kann Vorschein einer höheren, idealen Wirklichkeit oder Nachahmung einer gemeinen alltäglichen Wirklichkeit sein. Nicht nur Irren ist menschlich; Täuschen und Getäuschtwerden sind es ebenso. Und Vernunft und Gewissen, die Stellvertreter eines nicht-täuschenden Gottes im Individuum, haben nur schwache Stimmen, wenn auf der anderen Seite die Annehmlichkeiten eines glücklichen Selbstbetrugs oder einer gelungenen Manipulation winken.

Doch Goethe geht sogar noch einen Schritt weiter. In einem Fragment über „Theorie und Erfahrung“ heißt es: „Theorie und Erfahrung/Phänomene stehen gegeneinander in beständigem Conflict. Alle Vereinigung in der Reflexion ist eine Täuschung,

nur durch Handeln können sie vereinigt werden“. Das Fragment ist, wie viele dieser abgerissen notierter Äußerungen, ein wenig kryptisch, aber gerade dadurch umso interessanter. Letztlich unterstellt es, dass auch das abstrakte Denken täuschungsanfällig ist, und zwar in einem kritischen Punkt: der Zusammenführung von Theorie und Praxis, von gedanklichen Konstrukten und realen Phänomenen. Deren innere Einheit kann, so Goethe, letztlich nur im Handeln vollzogen und wahrhaft geprüft werden – also beispielsweise in der Konstruktion, Durchführung und systematischen Auswertung eines naturwissenschaftlichen Versuchs. Alle reine Reflexion hingegen ist immanent täuschungsanfällig, da niemals durch Praxis überprüfbar; und es liegt nahe, den Satz beispielsweise auch als eine (kritische) Antwort auf Kants System einer reinen Vernunft zu beziehen. Die Kunst hingegen darf und soll heiter mit Täuschung und Wahrheit spielen, das

macht ihre Freiheit aus. Und der „Dichter“ im *West-Östlichen Divan* spricht seinem Schöpfer wohl aus dem Herzen, wenn er zu einer Huri des Paradieses spricht (sie hatte ihm zuvor einen launigen kleinen Vortrag über die Anpassungsfähigkeit von ihresgleichen an irdische Vorstellungen von Liebenswürdigkeit gehalten): „Du blendest mich mit Himmelsklarheit, /Es sei nun Täuschung oder Wahrheit“. Es ist diese „Himmelsklarheit“, auf die es ankommt in der Kunst; in ihr fällt alle Täuschung und alle Wahrheit zusammen, und wer sich ihr überlässt, wird niemals enttäuscht.

Jutta Heinz
Forschungsstelle „Goethe-Wörterbuch“,
Arbeitsstelle Tübingen

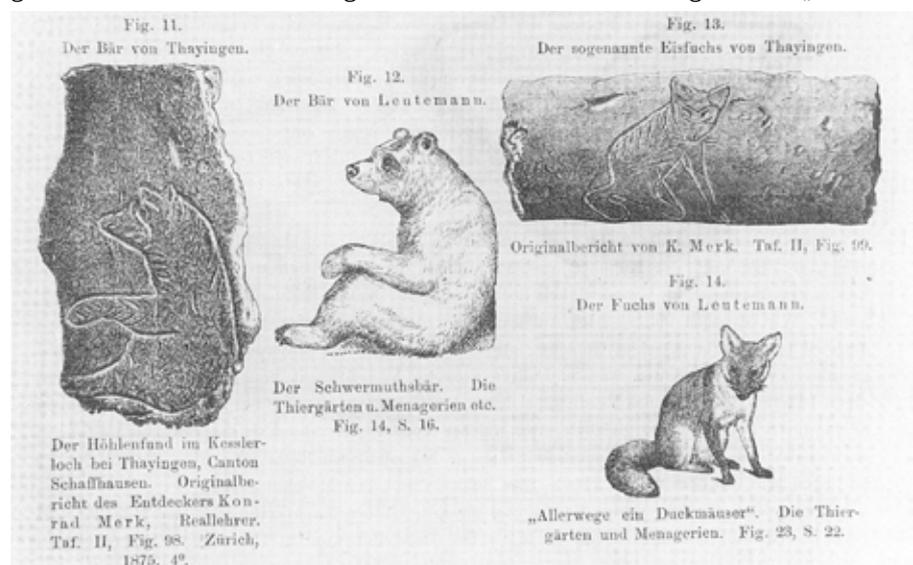
Alle bisher erschienen Artikel zum Wortfeld „Täuschung“ sind online zugänglich unter: <https://woerterbuchnetz.de/>

Täuschend echt. Manipulierte Funde in der urgeschichtlichen Forschung

Zweifel waren dem Reallehrer Konrad Merk schon vor der Publikation der Zeichnungen gekommen, wie er später schrieb. Im Frühjahr 1874 hatte er sieben Wochen lang mit durchschnittlich fünf Personen die Höhlenfundstelle Kesslerloch in Thayngen im Schweizer Kanton Schaffhausen ausgegraben. Reiche Funde an eiszeitlichen Tierresten, Stein-, Knochen- und Geweihgeräten waren mit feinen Ritzungen von realistischen Tierdarstellungen wie dem berühmten „weidenden Rentier“ und Kleinskulpturen wie einem Moschusochsenköpfchen vergesellschaftet. Zusammen mit französischen Funden belegten sie früh eine große altsteinzeitliche Kunstfertigkeit. Die Publikation der Funde 1875 in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich führte jedoch zu heftigen Kontroversen über die Echtheit von paläolithischer Kunst.

Dem Sohn des Redakteurs des Archivs für Anthropologie L. Lindenschmit war die große Ähnlichkeit zweier Ritzungen eines

sitzenden Bären und eines Fuchses mit Kopf in Frontalansicht mit Illustrationen von H. Leutemann im Jugendbuch „Die Thier-



Lindenschmit stellte in seiner Kritik der Funde vom Kesslerloch die vermeintlichen paläolithischen Funde den Kinderbuchillustrationen von H. Leutemann gegenüber (aus L. Lindenschmit 1876 im Archiv für Anthropologie 9).

gärten und Menagerien und ihre Insassen“ aufgefallen. Im Anschluss an eine süffisante Beschreibung der offensichtlichen Fälschungen stellte Lindenschmit die Echtheit der gesamten paläolithischen Kunstwerke infrage. In seiner Erwiderung legte Konrad Merk dar, wie es die Fälschungen trotz seiner Vorbehalte in seinen Bericht geschafft hatten. Während der Drucklegung erhielt er ein Päckchen mit den seltsamen Funden vom Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, der gemeinsam mit Prof. Ludwig Rütimeyer, einem namhaften Basler Naturforscher und Professor der dortigen Universität, für die Echtheit der Darstellungen und ihre Publikation plädierte. Merk protestierte, da ihm die Funde sehr zweifelhaft vorkamen: Sie waren ihm und seinem Kollegen Wepf weder bei der Ausgrabung noch bei der Auswertung der Funde aufgefallen und unterschieden sich sowohl stilistisch als auch durch ihren Untergrund – Knochen statt Geweih – deutlich von allen anderen Kunstwerken. Doch der Vorstand setzte sich als Herausgeber der Publikation durch, flickte aufgrund der Zeitnot grobe Abbildungen der Fundstücke in eine bereits existierende Tafel und ließ eine kurze Notiz vom berühmten Pfahlbauarchäologen Ferdinand Keller ungekennzeichnet einfügen. Eine polizeiliche Untersuchung erbrachte bereits im darauffolgenden Jahr die Urheberschaft des örtlichen Grabungshelfers Martin Stamm, der im Auftrag des Amateurarchäologen Jakob Messikommer aus Wetzikon noch einmal den Abraum

durchsuchen sollte und einen Schaffhauser Realschüler mit den Ritzungen beauftragt hatte.

Verschiedene Umstände bereiteten den Weg für diese frühen Fälschungen: die Bezahlung eines Tagelöhners für seine Funde, eine damals relativ unbekannte Fundkategorie, die mangelnde Anerkennung der Expertise des Amateurausgräbers Merk durch die Spezialisten der Antiquarischen Gesellschaft. Diese waren zudem dadurch dүpiert, dass Merk Ihnen anfänglich die Auswertung überlassen, dann aber die Funde doch selbst publizieren wollte. Durch die Rechtfertigung Merks und die „Öffentliche Erklärung über die bei den Thäynger Höhlenfunden vorgekommenen Fälschung“ von Prof. Johann Jakob Müller sind zahlreiche Details der Hintergründe zutage gekommen, doch insbesondere durch die zumindest unglückliche Beteiligung namhafter Forscher wurde die paläolithische Kunst noch längere Zeit angezweifelt.

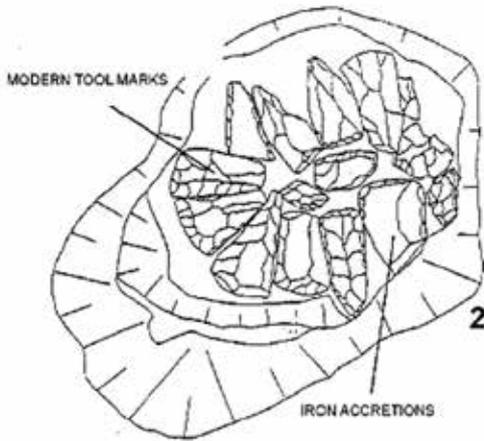
Ein bedeutend sorgfältiger ausgeführter Betrug machte den Ort Piltdown in Südengland berühmt. 1912 berichtete der Hobbyarchäologe und -paläontologe Charles Dawson dem Leiter der Geologischen Abteilung des Natural History Museums in London, Arthur Smith Woodward, von ersten Funden in pleistozänen Kiesen. Im Sommer desselben Jahres entdeckten die beiden zusammen mit dem französischen

Paläontologen Pierre Teilhard du Jardin bei Grabungen vor Ort weitere menschliche Schädelfragmente, ein Unterkieferbruchstück und Steingeräte. Die Knochen wiesen alle dieselbe Färbung auf und konnten teilweise zusammengesetzt werden. Sie zeigten eine eigenartige Kombination moderner Merkmale am Hirnschädel und primitiver Eigenschaften am Kiefer. Anhand der begleitenden fossilen Tierreste schätzte Woodward das Alter der Funde auf über 500.000 Jahre. Als Bindeglied zwischen dem in den 1890er Jahren auf Java entdeckten *Pithecanthropus* (heute *Homo erectus*) und dem 1907 bei Mauer gefundenen Unterkiefer von *Homo heidelbergensis* wurden die Piltdownfunde einer neuen menschlichen Gattung, dem *Eoanthropus dawsoni*, zugewiesen. Die Vorstellung des Menschenfundes bei einer Versammlung der Geologischen Gesellschaft wurde mit großem Interesse auch über den Atlantik hinweg verfolgt: „Die Jagd nach Ahnen“, wie G.G. MacCurdy im American Anthropologist schrieb, hatte augenscheinlich einen großen Sprung gemacht und ein missing link in die Ahnenreihe eingefügt. Es war ein Jahrhundertfund, der scheinbar, anders als bislang angenommen, belegte, dass in der Menschheitsentwicklung die Zunahme der Gehirngröße der Reduktion des Gebisses vorausging. In den Folgejahren wurden weitere Artefakt- und Knochenfunde gemacht, die die Echtheit des ersten Eoanthropus-Fossils belegen sollten.

Die Untersuchung der Originale oblag dem auf kleine Wirbeltiere spezialisierten Paläontologen und Freund Dawsons Woodward. Rasch wurden zahlreiche Abgüsse gefertigt und der Zugang zu den Originalfunden limitiert. Woodward rekonstruierte den Schädelinhalt des vermeintlichen Fossils auf 1070 cm³. Dem Anatom und Anthropologe Sir Arthur Keith, der wohl nur mit Piltdown-Repliken arbeitete, fielen zwar deutliche Fehler in der Rekonstruktion auf. Trotz einem von ihm angenommenen Hirnvolumen von 1500 cm³ hielt er aber auch er über Jahrzehnte am „ersten Engländer“ und seiner besonderen Stellung in der Menschheitsgeschichte fest. Neue Funde in den 1920er Jahren in Afrika und China mehrten außerhalb Englands die Zweifel an der Echtheit des Piltdownfundes. Doch obwohl bereits 1932 die Frankfurter An-



Eine Untersuchung des Piltdown-Fundes, wie sie nie stattfand: Unter dem Portrait von Charles Darwin sind in der hinteren Reihe (von links) F. O. Barlow, G. Elliot Smith, Charles Dawson, Arthur Smith Woodward versammelt. In der vorderen Reihe begutachten den Fund A. S. Underwood, Arthur Keith, W. P. Pycraft und Sir Ray Lankester.
(Gemälde von John Cooke 1915, Public Domain, Wikimedia Commons)



Die Dokumentation war mangelhaft: Einer der von S. Fujimura platzierten Steingeräthorte in einem Pressefoto; die Umzeichnung aus einem Untersuchungsbericht weist auf Stücke mit möglichen Pflugsuren hin (nach S. Kaner 2002 in *Before Farming* 2 (4)).

thropologen Heinz Friedrichs und Franz Weidenreich das angebliche Fossil als manipulierte Reste eines modernen Menschen und eines Orangutan-Unterkiefers identifizierten, brauchte es bis 1953, bis der Betrug aufgrund naturwissenschaftlicher Untersuchungen der Manipulationen allgemein anerkannt wurde.

Jahrzehntelang wurde über den oder die Urheber der Fälschung gestritten. Mittlerweile geht man von Charles Dawson als alleinigem Fälscher aus: 1916, mit dem Tod Dawsons, endete die Fundserie in Piltdown, obwohl Woodward dort bis 1944 weiter grub. Außerdem war der Piltdown-Fund nicht Dawsons einzige Manipulation von Funden und Fundstellen – u.a. von Resten eines kreidezeitlichen Säugers *Plagiaulax dawsoni* Woodward 1891 über die vorgeblich neolithische Flintmine in den Lavant Caves und einem altertümlichen Holzboot bis zu einem geschäfteten Flintbeil, römischen Ziegelsteinen und einer Krötenmumie in einer Flintknolle. Wie Stephen Donovan 1916 dargelegt hat, hatte der Piltdown-Betrug auch aufgrund einer gelungenen Manipulation der Zugänge zur Fundstelle und den Originalfunden Erfolg. Doch ohne den dringenden Wunsch nach einem bedeutenden englischen menschlichen Vorfahr wäre die Täuschung wahrscheinlich viel früher als solche aufgefallen bzw. akzeptiert worden.

Der Wunsch nach fachlichem Ansehen gepaart mit ausgeprägtem Nationalstolz

war wohl auch die Ursache einer im Jahr 2000 international Aufsehen erregenden Betrugsserie in Japan. Während für China eine frühmenschliche Besiedlung über viele hunderttausend Jahre seit langem gesichert war, wurden die ältesten Fundstellen in Japan nur auf etwa 30.000 Jahre vor heute datiert, obwohl einige der Inseln zeitweilig im Pleistozän mit dem Festland verbunden waren. Zwar wurde bereits in den 1950er bis 1960er Jahren für manche Fundstellen ein deutlich höheres Alter reklamiert, doch die Datierungen galten als zweifelhaft. Mit Entdeckungen des 1975 gegründeten „Gesprächskreis für Steingeräteulturen“ um den Amateurarchäologen Shin'ichi Fujimura wuchs die Zahl der zunehmend älteren paläolithischen Fundstellen. Fujimura nahm an ca. 180 Ausgrabungen teil. Seine oft Aufsehen erregenden Entdeckungen wurden auf Pressekonferenzen bekannt gegeben und fanden, auch ohne eingehende Publikation, selbst Eingang in Schulbücher. Die Funde passten zu den Erwartungen namhafter Wissenschaftler; viele der Fundstätten wurden zu nationalen historischen Stätten erklärt und erhielten Förderungen. Als stellvertretender Vorsitzender der NGO „Tōhoku Forschungsstelle für paläolithische Steingeräteulturen“ hob Fujimura Anfang 2000 die Fundstelle Kamitakamori mit vermeintlichen Pfostengruben als Hinweis auf 500.000 Jahre alte Behausungen ins Rampenlicht. Im Herbst desselben Jahres kündigte er eine weitere Pressekonferenz an, um Horte

aus scheinbar symbolisch angeordneten Steingeräten zu präsentieren. Doch ein Reporterteam der Tageszeitung *Mainichi Shimbun* hatte ihn Tage zuvor heimlich gefilmt, wie er mehrere Löcher grub und darin die Artefakte platzierte. Es folgte ein wissenschaftliches Beben: Fujimura hatte an vielen seiner Grabungsstellen zwar echte, aber deutlich jüngere Steingeräte in sehr alten Schichten vergraben und damit die Befunde manipuliert. Aufgrund mangelhafter Dokumentation sowie fachlicher Diskussion und Publikation waren die typologische Ähnlichkeit der Funde mit deutlich jüngeren jomonzeitlichen und verräterische Pflugsuren auf ihnen nicht aufgefallen. In der Folge wurden die Funde bzw. Datierungen vieler paläolithischer Fundstellen in Frage gestellt und eine Besiedlung Japans vor mehr als 40.000 Jahren ist zweifelhaft. Der große Skandal wurde von der Japanese Archaeological Association 2003 in einem 625-seitigen Bericht aufgearbeitet und führte immerhin dazu, dass die archäologische Forschung in Japan deutlich professionalisiert wurde.

Fachleute und Amateure, wissenschaftliche Kreise und die Öffentlichkeit spielen bei der Schaffung, der Etablierung sowie der Aufdeckung eines Betrugs wichtige Rollen. Fälschende gehen oft mit großer Sachkenntnis vor, zumindest was die Erwartungen ihres Publikums betrifft, und manipulieren nicht nur die Funde oder Befunde, sondern auch geschickt die sie Unterstützenden. Für Zweifelnde und die Wissenschaft generell ist daher eine detaillierte Dokumentation, größtmögliche Transparenz und ein breites Feld der die Funde Bearbeitenden notwendig.

Miriam Noël Haidle

Forschungsstelle „The Role of Culture in Early Expansions of Humans“ (ROCEEH)

Tödliche Täuschung – zum Mordversuch an König Ruprecht am 20. April 1401

In diese Athene-Ausgabe zum Thema „Täuschung“ mag auch ein weit zurückliegender Vorfall passen, der im Frühjahr 1401 und mit Ruprecht von der Pfalz jenen mittelalterlichen König aus dem Hause Wittelsbach betraf, welcher u.a. in Heidelberg residierte. Am 21. August des Jahres 1400 war der 48-jährige Ruprecht zum König gewählt worden, nachdem König Wenzel zuvor abgesetzt worden war. Seit seiner in Köln durch Erzbischof Friedrich III. von Saarwerden durchgeführten Krönung Anfang 1401 hielt er sich in den sog. ‚neuböhmischen‘ Gebieten zwischen Eger und Nürnberg auf, welche Wenzels Vater Karl IV. einst für sein Haus gewonnen hatte und die Ruprecht nach seiner Königswahl zum Teil wieder für die Pfalz zurückerlangen konnte. Zum Zeitpunkt des Geschehens weilte der König mit seiner Familie in der oberpfälzischen Residenz Sulzbach.

Es ist ein Glückfall, dass Briefe erhellen, was sich in jenen Tagen des Jahres 1401 ereignete. Am 26. April berichtet der König an seine italienischen Bundesgenossen in Florenz und Ferrara: Wenige Tage zuvor, am 20. April des Jahres 1401, sei ein Johannes von Oberburg, ehemaliger Freund und Sekretär seines Leibarztes, Magister Hermann von Poll (auch Pollein), nach Sulzbach gekommen, wo sich dieser zusammen mit der königlichen Familie aufhielt. Ein zufällig entstandener Verdacht habe zur Arrestierung des unbekanntes Besuchers geführt, bei der sich ohne Folter herausgestellt habe, dass er beabsichtigt hatte, mit Hilfe des mit ihm befreundeten Leibarztes „Uns und Unsere Kinder“ zu töten. Ein zeitgenössischer Chronist berichtet von mitgeführtem Gift und Rezepten, die der Bote bei sich getragen haben soll. Das Verbrechen sollte durch die Hand Hermanns durchgeführt werden, „den Wir, Gott sei

Zeuge, hochschätzten, unter den engsten Freunden in Unseren Privatvergnügungen bevorzugten und dem Wir darüber hinaus die Gesundheit Unserer Person sowie die Unserer Gattin und erlauchten Kinder seit drei Jahren mit außerordentlichem Vertrauen vor allen anderen Ärzten anvertraut hatten“.¹ Ruprecht erklärt dann, Hermann habe selbst gestanden, dass der Auftraggeber der Mailänder Herrscher Jean Galeazzo Visconti gewesen sei, dessen Leibarzt, Magister Petrus von Tusignano, Herrman von Poll aus der Zeit an der Universität Pavia persönlich kannte. Er sei gegen das Versprechen großer Belohnungen zur Ausführung dieses Verbrechens verleitet worden.

Abgesehen von den historischen Hintergründen, die vor dem geplanten Italienzug König Ruprechts besonders spannend sind, ist das Ausmaß dieses im letzten Moment vereitelten Majestätsverbrechens zu beachten: Es sollten der König, wahrscheinlich auch seine Gattin und die Kinder, die damals im Alter zwischen 11 und 23 Jahren waren, durch den eigenen Leibarzt ermordet werden. Dabei ist zu bemerken, dass Ruprechts damals ältester Sohn Friedrich im Jahr 1401 starb; die Umstände sind ungeklärt. Auch Tochter Agnes starb in diesem Jahr oder 1404 – hier gehen die Angaben auseinander. Für Ludwig, Ruprechts späteren Nachfolger als Pfalzgraf und Kurfürst, wurde gerade im März 1401 in London die Eheschließung mit der englischen Prinzessin Blanca ausgehandelt, welche im Sommer des Folgejahres auch stattfinden konnte. Hätte der Giftanschlag Erfolg gehabt, wäre die ganze Königsfamilie samt ihrer glanzvollen Familienplanung ausgelöscht worden.

Schaut man im Deutschen Rechtswörterbuch unter dem Stichwort ‚Täuschung‘ nach, findet sich darunter ein Beleg aus dem Lehr-



Miniatur des Kurfürsten Ruprecht III. (reg. 1398-1410 als Kurfürst von der Pfalz, seit 1400 als römisch-dt. König) als römisch-deutscher König und seiner Gemahlin Elisabeth von Nürnberg (1358-1411). Die Darstellung ist eine Kopie einer heute nicht mehr erhaltenen Wanddarstellung im Heidelberger Schloss. (© Bayerisches Nationalmuseum München, Inv.-Nr. NN 3610)

buch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts von Paul Johann Anselm Feuerbach, der den Meuchelmord als „eine unter absichtlicher Täuschung des Getöteten vollbrachte Tödtung“ klassifiziert.² Der geschilderte Fall ist also ein gutes Beispiel, auch wenn die hier zitierte rechtshistorische Quelle aus dem beginnenden 19. Jh. stammt. Nach Feuerbach war es unerheblich, ob der Versuch erfolgreich war oder nicht. „Die Bestrafung entfernter Versuche hängt lediglich von der Beurtheilung in concreto ab“. Und: „Es treten weder besondere Milderungs- noch Schärfungsgründe ein. Die Socii werden nach den allgemeinen, bekannten Principien bestraft“.³ Zum Majestätsverbrechen wird Folgendes vermerkt: „Der eigene Herr des Thäters ist, mit Ausnahme des eignen Landesherrn (dessen Tödtung Majestätsverbrechen

1 Gedruckt bei Edmond Martène / Ursinus Durand, *Thesaurus novus anecdotorum 1: Complectens Regum Ac Principum, Aliorumque Virorum Illustrum Epistolas Et Diplomata benè multa*, Lutetiae Parisiorum 1717, Sp. 1653f. (URL: <https://archive.org/details/ThesaurusNovusAnecdotorum1/page/n903/mode/2up>, abgerufen am 20.08.2024); Übersetzung bei Reinhard Strohm, *Die private Kunst und das öffentliche Schicksal von Hermann Poll, Erfinder des Cembalos*, in: *Musica privata. Die Rolle der Musik im privaten Leben. Festschrift zum 65. Geburtstag von Walter Salmen*, hrsg. von Monika Fink, Innsbruck 1991, S. 53–66, hier S. 60f. mit Anm. 32f.

2 *Deutsches Rechtswörterbuch*, 14. Band: Stegreif-Trittrecht, bearb. von Andreas Deutsch, Berlin 2019-2024, Sp. 974 (URL: https://drw.hadw-bw.de/drw-cgi/zeige?index=lemmata&term=taeuschung&bd14_973=f, abgerufen am 20.08.2024).

3 Paul Johann Anselm von Feuerbach, *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts*, Gießen 1808, S. 201.

seyen würde), jede Person, welcher der Mörder zu Diensten und besonderer Treue verpflichtet ist“. Die Strafe für solche schweren Vergehen „ist das Rad, verbunden mit äusserlicher Schärfung, entweder durch Schleifen zur Richtstätte oder durch Zangenreißen“.⁴

Genau dies trat bei Hermann von Poll ein. Der zeitgenössische Chronist berichtet: „Es wurde ihm ein Seil um die Brust gebunden, und der Henker führte ein Pferd, an das der Arzt mit den Füßen gebunden war; so wurde er durch die Stadt Nürnberg geschleift, im Beisein vieler Herrn und Fürsten“.⁵ Am Richtplatz angekommen, wurde er mit dem Rad hingerichtet.⁶

Der König selbst hätte seinen Vertrauten wohl gerne geschont, doch wurde auf Anraten der Räte nach geltendem Recht verfahren. Der Chronist berichtet dazu: „Nun hatte der König zwar großes Mitleid mit seinem Arzt und hätte ihn gerne im Kerker gelassen und ihm alles, was er zum Leben nötig hatte, Wein und Brot, hineintragen lassen: jedoch die Räte des Königs wollten ihn unbedingt richterlich verurteilen, was auch geschah... Der König weinte wie ein Kind und hätte ihn gerne am Leben gelassen“.⁷

Hermann von Poll wurde auch formal aus der Universität Heidelberg ausgeschlossen⁸ und aus der Universitätsmatrikel, in die er eingetragen worden war, gestrichen. Man erkennt die Rasur der ersten Zeile auf fol. 47v mit der Randnotiz: *abrasus et exclusus est propter crimen lese maiestatis commissum in regem Rupertum quondam ducem Bauarie*.⁹

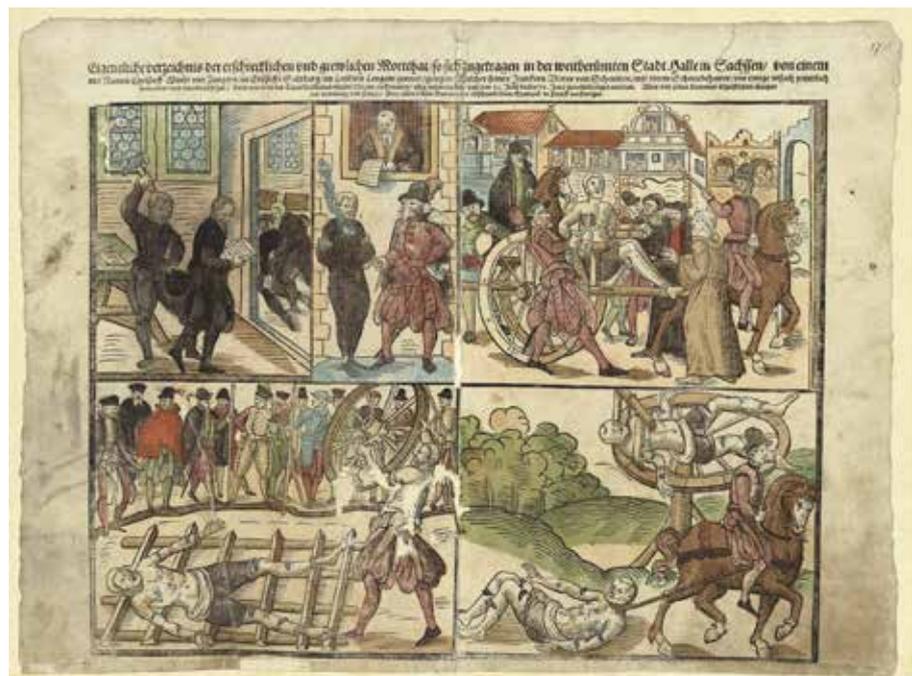
Die Verfahrensweise zeigt, dass im Fall Hermanns von Poll klassisch nach Majestätsverbrechen geurteilt und bestraft wurde, auch wenn ein erstaunlich menschlicher Zug des Königs durch den Chronisten bis in unsere Tage überkommen ist. Lag dies daran, dass Hermann von Poll eine besonders einneh-

mende und begabte Persönlichkeit gewesen war? Die zitierte Chronik würdigt auch dies: „Er war ein hochgelehrter Arzt, von angenehmem Äußeren und freundlichem Benehmen, damals 31 Jahre alt, ein kundiger magister artium, sehr belesen, Doktor der Medizin, ein ausgezeichneter Musiker auf der Orgel und anderen Musikinstrumenten“. Letzteres hat ihm übrigens auch einen Platz in der musikgeschichtlichen Forschung gesichert, wo er als Erfinder des Clavicembalum/Cembalo in Betracht gezogen wird.¹⁰

Was sich nicht mehr eindeutig klären lässt, ist die Frage, ob die Mailänder Herrscherfamilie der Visconti tatsächlich hinter dem Giftmord-Anschlag steckte oder wiederum mit diesen verbundene andere bzw. weitere Personen. Dafür könnte sprechen, dass Jean Galeazzo im Jahr 1385 auch seinen Onkel hatte durch Gift umbringen lassen, um an die alleinige Macht zu kommen. Gerhard Ritter, der Verfasser der Heidel-

berger Universitätsgeschichte, äußerte jedoch Zweifel an dieser Zuweisung.¹¹ Jean Galeazzo war wesentlich für das Scheitern von Ruprechts Italienzug 1401/02 mitverantwortlich, starb aber kurz darauf, im September 1402, mit 50 Jahren an der Pest. König Ruprecht, der im Jahr 1401 mindestens eines seiner Kinder, darunter den damals ältesten Sohn, verloren hatte, blieb bis zu seinem Tod im Jahr 1410 König. Seine bei dem Mordanschlag unversehrt gebliebenen Söhne überlebten ihren Vater und sorgten für die Begründung dreier wittelsbachischer Nebenlinien, während Ludwig III. die ihm zufallende Kurlinie fortsetzte.

Heike Hawicks
Forschungsstelle
„Deutsches Rechtswörterbuch“



Abbildungen zum Mord an Viktor von Schenitz aus Halle und späterer Folter sowie Hinrichtung des Mörders Christoff Windt von 1572. (Kolorierter Holzschnitt, Zentralbibliothek Zürich, PAS II 10/15)

4 Ebd., S. 205f.

5 Gedruckt bei Jacob Grob, Bruchstücke der Luxemburger Kaiserchronik des Deutschen Hauses in Luxemburg, in: Publications de la section historique de l'Institut Grand-Ducal de Luxembourg 52 (1903), S. 390–406; Übersetzung bei Strohm (wie Anm. 1), S. 60 mit Anm. 30.

6 Leonhard August Wilhelm Marx, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1856, S. 134.

7 Strohm (wie Anm. 1), S. 60 mit Anm. 30.

8 Die Rektorbücher der Universität Heidelberg, Band 1: 1386–1410 (zugleich das erste Amtsbuch der Juristischen Fakultät), hrsg. von Miethke, Jürgen, bearb. von Heiner Lutzmann / Hermann Weisert, Heidelberg 1986–1999, Nr. 12 und 310.

9 Universitätsarchiv Heidelberg, M1 (1386–1432), fol. 47v (DOI: <https://doi.org/10.11588/diglit.33005#0098>, abgerufen am 20.08.2024); gedruckt in: Die Matrikel der Universität Heidelberg, 1. Teil: 1386–1553, hrsg. von Gustav Toepke, Heidelberg 1884, S. 68 mit Anm. 2 (DOI: <https://doi.org/10.11588/diglit.4059#0146>, abgerufen am 20.08.2024).

10 Reinhard Strohm, Hermann Poll, in: Musikleben des Spätmittelalters in der Region Österreich, 2016 (URL: <https://musical-life.net/essays/hermann-poll>, abgerufen am 20.08.2024).

11 Gerhard Ritter, Die Heidelberger Universität. Ein Stück deutscher Geschichte. Erster Band: Das Mittelalter, Heidelberg 1936, S. 270, Anm. 5.

Wie die Höllenkönige getäuscht werden sollten – das Diamantsūtra vom Berg Taipeng

In China wird das Jenseits von einer gut geölten höllischen Bürokratie verwaltet. Auf ihrem Weg durch die dunklen Gefilde treffen die Seelen der Verstorbenen auf insgesamt zehn Höllenrichter, von denen einer nach dem anderen Gut und Böse der letzten Inkarnation des Verstorbenen gegeneinander abwägt. Drei Jahre dauert die Reise durch das Totenreich, bis der zehnte Höllenkönig nach letzter Prüfung der Sachlage die zukünftige Gestalt der Wiedergeburt festlegt: Die wahrhaft Frommen erwartet ein Dasein als Gottheit im Himmel, den Rechtschaffenen gewährt man als Bewährung eine erneute Wiedergeburt in der Welt der Menschen, und die weniger Guten bestraft man durch eine nicht-menschliche Inkarnation im Tierreich, im Reich der Geister oder im Reich der Höllenwesen.

Der Absturz in die Hölle droht allerdings nicht nur am Ende der Reise, sondern auch schon zuvor, wenn die armen Seelen nach einem streng getakteten Zeitplan vor den einzelnen Höllenfürsten vorstellig werden müssen, denn jeder von ihnen hat die Macht, eine sofortige Bestrafung anzuordnen. Dazu wird er sich zunächst von seinen beiden Gehilfen deren Register vorweisen lassen, in denen die guten und die schlechten Taten der Verstorbenen fein säuberlich aufgelistet sind. Außerdem können Menschen und Tiere, denen man zu Lebzeiten geschadet hat, vor dem Richterstuhl als Ankläger fungieren: Ein gläubiger Buddhist muss damit rechnen, dass ihn jedes Huhn oder Schwein, das er verspeist hat, zur Rechenschaft ziehen könnte. Sobald Vergehen höchststrichterlich festgestellt sind, wird den Verurteilten der hölzerne Halskragen angelegt, und sie werden von dämonischen Wärtern in diverse Höllenkreise abgeführt (Abb. 1), wo sie Folter und Höllenqualen leiden, bis all ihre Sünden abgegolten sind. Der Aufenthalt im Purgatorium kann sich in schweren Fällen durchaus über ein oder zwei *kalpas*



Abb. 1: Gerichtsszene beim Beishan Kloster (877–881) im Distrikt Youxian in Mianyang, Sichuan. Oben zwei Höllenrichter mit den Gehilfen, welche die Register der guten und schlechten Taten bringen; unten werden die Gefangenen mit Halskragen von dämonischen Höllenwärtern abgeführt. Nur die Guten (Mitte links) dürfen auf das Paradies hoffen.

(Weltzeitalter) erstrecken. Fraglos ist die unausweichliche Konfrontation mit den zehn Höllenkönigen eine unangenehme Angelegenheit, die im besten Fall bereits zu Lebzeiten entschärft werden sollte. In der *Schrift über die zehn Höllenkönige*, die sich in chinesischen Manuskriptfassungen des 10. Jahrhunderts erhalten hat, wird eine Reihe von sieben Mönchsspeisungen und damit verbundenen Ritualen empfohlen, mittels derer man sich die Reise durch das Jenseits erleichtern kann. Denjenigen, die zu Lebzeiten die Ressourcen für derartige Feierlichkeiten nicht aufbringen können, bleibt nur die Hoffnung, dass die eigenen Nachkommen in einem ähnlichen Verfahren zehn rituelle Feste ausrichten mögen, und zwar an genau jenen Tagen, an denen die verstorbene Seele vor dem jeweiligen Höllenkönig erscheinen muss. Die Opfergaben stimmen die Höllenrichter gnädig und erhöhen die Wahrscheinlichkeit, trotz mäßiger Reputation zur nächsten Station durchgewunken zu werden. Das Wohlwollen der Höllenkönige ließ

sich aber auch durch Stiftungen von Bildnissen des Buddha oder durch Abschriften dessen Lehrreden sichern. Unter den Lehrreden, *sūtras* genannt, stach eine Schrift hervor, von der sich die Höllenrichter in besonderem Maße beeindruckt zeigten: Das *Diamantsūtra* (Sanskrit: *Vajracchedikāprājñāpāramitā*) stand in China mindestens seit Ende des 6. Jahrhunderts im Ruf, die Höllenkönige zu besänftigen und eine Wiedergeburt im Paradies herbeiführen zu können. Von der Heilskraft des *Diamantsūtra* erzählen sowohl Wundergeschichten, in denen es nicht vom Feuer verzehrt werden konnte, als auch Augenzeugenberichte von Unglücklichen, die — meist aufgrund eines Verwaltungsfehlers — zu früh ins Jenseits abgerufen worden waren, und deshalb nochmals zurück in die Welt der Lebenden geschickt wurden. Dort legten sie nicht nur Zeugnis der zu erwartenden Höllenqualen ab; sie erfüllten auch religiöse Missionen wie das Auffinden von verloren geglaubten Schriften und buddhistischen Ikonen oder die Gründung weiterer Tempel und Klöster.



Abb. 2: Nische 13 der Höhlentempelanlage am Berg Taipeng, Kreis Yingshan, Sichuan

Aufgrund seiner Heilmächtigkeit bildete sich in China zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert eine spezielle Fassung des aus Indien überlieferten *Diamantsūtra* heraus, welche die „liturgische Edition“ genannt wird. In dieser wird der Basistext, die von Kumārajīva (350?–409/411/413?) aus dem Sanskrit angefertigte chinesische Übersetzung, in 32 Abschnitte unterteilt, von denen jeder mit einer eigenen Überschrift versehen ist. Wahrscheinlich verfolgte diese Einteilung den Zweck, die Schrift leichter auswendig lernen und rezitieren zu können, da jede Überschrift eine Art Zusammenfassung des nachfolgenden Paragraphen darstellt. Im Laufe der Zeit wurde diese Edition durch vorangestellte Anrufungsformeln, die Schutzgottheiten einladen, und durch nachfolgende Zaubersprüche, sogenannte *dhāraṇīs* oder *mantras*, ergänzt.

Die vollentwickelte liturgische Edition enthielt seit Anfang des 10. Jahrhunderts auch eine Interpolation, den „zusätzlichen Vers in 60 Schriftzeichen“. Die Gläubigen sahen in diesem Vers eine notwendige Ergänzung, welche die Vollständigkeit des Textes wiederherstellte. Schon lange hatte man vermutet, dass von der ursprünglichen Übersetzung des Kumārajīva ein Verslein verloren gegangen war. Der Legende nach war es der Höllenkönig Yama, der einem zu früh Verstorbenen offenbarte, wo in China die verlorene

Textstelle zu finden sei, damit es in die Schrift wieder eingefügt werden konnte. Die Unversehrtheit der von Buddha gepredigten Lehrreden genoss zu allen Zeiten einen hohen Stellenwert im Buddhismus. Unter Androhung von Höllenstrafen war es den Schreibern verboten, beim Kopieren auch nur ein Wort zu unterschlagen oder ein anderes hinzuzufügen.

Damit nähern wir uns dem Kern dieses Beitrags, dem Täuschungsversuch an den Höllenkönigen. Am Berg Taipeng im Kreis Yingshan, einem relativ unbekanntem, aber bis heute genutzten buddhistischen Höhlentempel in der Provinz Sichuan, beherbergt die dortige Nische 13 eine in Stein gemeißelte Fassung des liturgischen *Diamantsūtra* in 32 Sektionen (Abb. 2). Genaugenommen kann man in dieser Nische heute nicht nur einen, sondern sogar zwei Täuschungsversuche konstatieren, wengleich es sich beim ersten nur um eine optische Täuschung handelt. Beim zweiten muss jedoch Vorsatz im Spiel gewesen sein.

Das gesamte Programm der Nische 13 besteht aus einer Bildnische mit einer buddhistischen Figurengruppe und dem Text des *Diamantsūtra* in 32 Sektionen, welcher rechts neben der Bildnische beginnt und sich auf der rechten Seitenwand fortsetzt. Der chinesische Text ist in langen Vertikalzeilen angeordnet und wird von oben nach unten und von links nach

rechts gelesen. Die Figurengruppe ist dem Text vorgeblendet wie das Frontispiz einer illustrierten Handschrift; Bild und Text sind als Einheit zu betrachten, und beide sind Bestandteil der liturgischen Version des *Diamantsūtra*. Den Stiftern unserer Zeit, welche sich um die Restaurierung der Bildnische verdient gemacht haben, war dieser Zusammenhang aber offensichtlich nicht (mehr) bekannt. Sie haben nur den oberen Teil der Nische (Abb. 3) restauriert, indem sie die Steinkerne einer Buddhafigur und vier Begleitfiguren mit Lehm übermodelliert und farbenfroh koloriert haben. Der untere Teil der Bildnische mit Umrissen von weiteren Figuren blieb unangetastet. Wir konnten diese als jene acht *vajra*-Schutzgottheiten identifizieren, die zur liturgischen Fassung des *Diamantsūtra* gehören. Wahrscheinlich waren sie von Anfang an nicht vollplastisch aus dem Stein gearbeitet worden. Es ist üblich, den Steinkern mit Lehm zu verkleiden und diesen zu bemalen. Bei jeder erneuten Restaurierung wird der bröckelnde Lehm ersetzt und die Bemalung aufgefrischt. Die heutige Fassung der restaurierten Figuren ist von mehr als bescheidener Qualität. Die rechte Hand der zentralen Buddhafigur liegt beispielsweise auf einem roten Aufsatz, von dem nicht klar ist, ob es sich um das Knie handeln soll. Der eigentliche Fauxpas unterlief den modernen Stiftern allerdings, als sie die beiden schwarzen Balken unterhalb der Lotusstängel zweier Begleitfiguren anbrachten: Sie hatten nicht erkannt, dass



Abb. 3: Moderne, missverständliche Restaurierung der ursprünglichen Bildnische

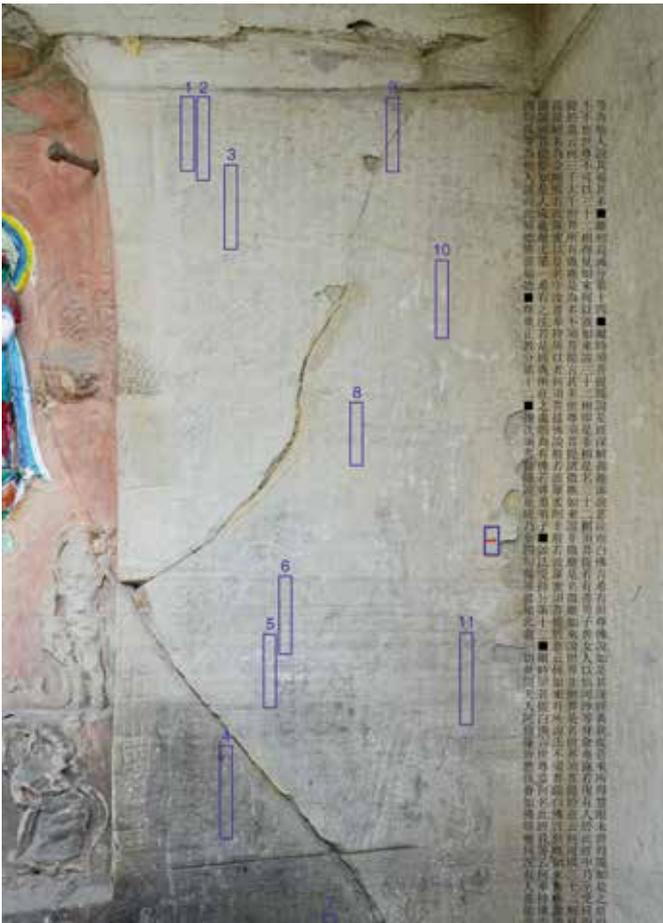


Abb. 4: Erster Teil der liturgischen Fassung des Diamantsūtra an der Rückwand von Nische 13 mit nummerierten Sektionstiteln; die fehlende Textpassage ist in Schwarz ergänzt.

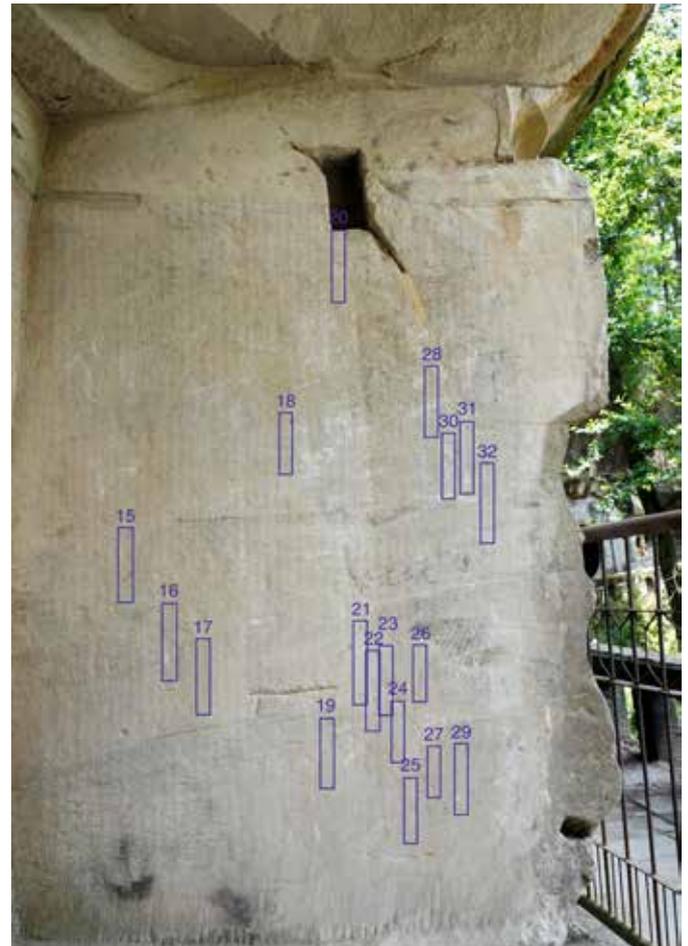


Abb. 5: Zweiter Teil der liturgischen Fassung des Diamantsūtra an der rechten Seitenwand von Nische 13 mit nummerierten Sektionstiteln.

es sich hier um die Steinkerne der beiden ursprünglichen Stifterfiguren handelt, die unterhalb der Buddhafigur knieten. Zudem muss auf dem dazwischenliegenden Schriftfeld ehemals eine Stiftungsinschrift eingemeißelt gewesen sein, die schon lange verwittert ist.

Die optischen Missverständnisse der modernen Restauratoren sind allerdings vernachlässigungswürdig im Vergleich zu dem ausgewachsenen Betrugsversuch, dessen sich die ursprünglichen Stifter um das Jahr 907 schuldig gemacht haben, denn diese haben tatsächlich den Sutra-text manipuliert!

Abbildung 4 zeigt den ersten Textteil auf der Nischenrückwand. Die Überschriften der Sektionen 1–11 sind blau gerahmt. Auf Abbildung 5 sieht man den zweiten Textteil auf der rechten Seitenwand; hier erscheinen die Überschriften der Sektionen 15–32. Tatsächlich fehlen nicht nur die Überschriften der Sektionen 12, 13 und 14, sondern auch die zugehörigen Textabschnitte des Sutra! Der kleine rote Balken in Abb. 4 zeigt genau die Stelle an,

an welcher der fehlende Text hätte eingefügt werden müssen.

Was war geschehen? Die Steinmetze waren in erster Linie Handwerker, die sich zwar auf das Meißeln von Schriftzeichen verstanden, diese aber nicht unbedingt sicher lesen konnten. Der zu meißelnde Text wurde zunächst von Kalligraphen auf Papier geschrieben, von wo aus er dann auf den Stein übertragen wurde. Auf welche Weise das genau geschah, ist oft nicht bekannt. Eine Möglichkeit bestand darin, das angefeuchtete Schriftstück direkt auf den Felsen zu kleben, wo es dann im Prozess des Meißelns zerstört wurde. Außerdem arbeiteten die Steinmetze oft in mehreren Teams gleichzeitig an verschiedenen Textabschnitten.

Wahrscheinlich war das auch bei Nische 13 am Berg Taipeng der Fall. Eine Person (oder eine Gruppe) begann, am Textanfang zu meißeln, und eine zweite (oder eine zweite Gruppe) meißelte vom Textende aus nach vorne. Der offensichtliche Planungsfehler fiel erst auf, als man sich in der Mitte einander näherte. Es war klar,

dass der Text in seiner Gesamtheit nicht mehr auf das noch verfügbare Wandstück passen würde. Nun hätte man versuchen können, kleinere Zeichen zu meißeln oder den Abstand zwischen den Vertikalzeilen zu verringern. Aber nichts davon geschah. Unter Auslassung eines beträchtlichen Teils des *Diamantsūtra* hat man den Textfluss wie zuvor fortgeführt, ohne offensichtliche Anpassung oder Abweichung. Aufgrund der riesigen Lücke wird der Text jedoch an dieser Stelle unverständlich. Er bricht mitten im Satz ab und hängt dann den zweiten Teil eines viel späteren Zitats an. Für all diejenigen allerdings, die den Text nicht lesen können oder wollen, sieht der Textverlauf ganz unauffällig aus. Auf diesen visuellen Effekt hatten die Stifter mit ihrem Täuschungsversuch gehofft. Ob sich die Höllenkönige wohl haben blenden lassen und den Stiftern das fromme Werk trotzdem gutschrieben?

Claudia Wenzel
Forschungsstelle „Buddhistische
Steinschriften in China“

Woran arbeiten Sie gerade, Herr Frie?

„Keplerstraße 2 – Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung“.
Rückblick auf einen Sonderforschungsbereich

Ein halbes Professorenleben könne ein SFB prägen, hat ein DFG-Mitarbeiter nachdenklich gesagt, als wir uns in den Tübinger Geisteswissenschaften daran machten, einen Antrag „Bedrohte Ordnungen“ auszuarbeiten. Ein paar Antrags- und zwölf Bewilligungsjahre später lohnt ein Rückblick: Was haben wir getan? Was ist uns geschehen?

Die Frage richtet sich in der Regel an den Output, und das ist auch gut so. Dann wird verwiesen auf Bücher und Aufsätze, Ausstellungen, Filme und Podcasts, auf Abschlussquoten und Karriereverläufe. SFBs sind Maschinen der Wissensproduktion, die von Steuerzahlerinnen und Steuerzahlern großzügig alimentiert werden. Da ist es nur fair, Auskunft zu geben, ob sich der Aufwand gelohnt hat. Aber auch andere Perspektiven sind produktiv. Gemeinsam mit dem Soziologen Boris Nieswand habe ich wissenschaftsstrukturell gefragt: Welche Veränderungen des Systems Wissenschaft haben wir gestaltet? Welche sind über uns hereingebrochen? Können wir „unseren“ SFB als Resultat und Gestalter von Wissenschaftspolitik und wissenschaftlicher Forschungsdynamik seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert verstehen? Eröffnet die intensive Beschäftigung mit dem Tübinger Forschungsverbund Verbund eine originelle Perspektive auf Wissens- und Wissenschaftsgeschichte? Um das herauszufinden, haben wir 16 Mitarbeitende aus den drei Förderphasen (2011–2015, 2015–2019, 2019–2023) des SFB „Bedrohte Ordnungen“ interviewt. Wir haben publizierte und unpublizierte Quellen angeschaut, die der SFB produziert hat. Und wir haben uns in der empirischen Wissenschaftsforschung umgesehen, die in den letzten Jahren nicht mehr nur die Natur-, sondern auch die Geisteswissenschaften untersucht hat: das praktische Hantieren, das Interagieren, das Sprechen und Schreiben, das Schulterklopfen und Kritisieren der Vielen, die unser Wissen über die Welt in Bewegung halten.

Vier Veränderungen vor allem prägen unserer Ansicht nach die Geisteswissenschaften seit dem beginnenden 21. Jahrhundert:

1. **Ausbau:** Binnen einer Generation ist die deutsche Universität von einem eher elitären Reservat bürgerlicher Männer zu einer Bildungsanstalt und einem Arbeitsfeld für Viele geworden. Im Zuge dieser schnellen Ausbreitung, die immer mehr Personen, Bereiche und Milieus erfasst, rücken Gesellschaft und Wissenschaft näher aneinander.
2. **Digitalisierung:** Immer mehr Informationen sind zeitgleich für jede und jeden zugänglich. Bibliotheken werden zu Portalen in ein digitales Informationsuniversum. Suchmaschinen, Homepages und automatisierte Indizes und Maßzahlen machen Publikationen, Patente und Lehrveranstaltungen aller Forschenden sichtbar und vergleichbar.
3. **Finanzierung:** Die Universitäten sind in immer stärkerem Maße von nichtbundesstaatlichen Geldgebern abhängig, und sie belohnen Professorinnen und Professoren, wenn sie solche Mittel einwerben.
4. **Berufsbild:** Aufgrund der Ausweitung des wissenschaftlichen Arbeitsmarktes hat sich die Wissenschaft zu einem mehr oder weniger gewöhnlichen Arbeitsfeld gemausert. Der Professionalisierungsdruck auf wissenschaftliche Tätigkeiten wie Lehre, Evaluation, Nachwuchsförderung, Forschung und Verwaltung hat sich erhöht.

Sonderforschungsbereiche müssen mit diesen Veränderungen umgehen und prägen sie mit. Sie sind wichtige und eigenwillige Akteurskonstellationen: mittelständische Unternehmen mit einem Leitungspersonal, das für seine Aufgabe schlecht vorbereitet ist. Die DFG organisiert Nachschulungen. Sekretariate und Geschäftsführung erleichtern den Alltag.



Ewald Frie / Boris Nieswand
Keplerstraße 2
Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung.
Verlag C.H. Beck, München 2024

Und doch bleibt die Herausforderung, in der sich Neugier, Lust am Wettbewerb und das Gefühl des Ungenügens mischen. Für die Mitarbeitenden ist es der Projektalltag und die gelebte Interdisziplinarität, die beeindruckt und prägt.

Bei unserer Rekonstruktion des SFB-Alltags haben wir uns auf Tätigkeiten konzentriert, nach denen die Kapitel des Buches benannt sind: erfahren, planen, präsentieren, arbeiten, bewerten, vollenden und bilanzieren. Sichtbar wird so ein Forschungs- und Interaktionszusammenhang zwischen sehr unterschiedlichen Menschen, die allesamt soziale Wesen mit unterschiedlichen Horizonten und Bedürfnissen sind. Das ist nicht folgenlos. Alle Kapitel sind geprägt von Widersprüchen: Wir planen Forschung, die doch das unplanbar Neue hervorbringen soll. Wir präsentieren rhetorisch geschliffen und in Hochglanz, obwohl doch Wissenschaft nüchtern und objektiv beurteilt werden soll. Wir bewerten Leistungen in offiziell

kontextunabhängigen Formaten, obwohl diese Leistungen in sozialen Zusammenhängen entstehen, an denen wir persönlich beteiligt und interessiert sind. Diese Widersprüche sind unauflösbar. Sie prägen wissenschaftliches Arbeiten nicht nur. Sie sind produktiv, weil sie Unruhe erzeugen und so die Forschung vorantreiben. Natürlich sind Boris Nieswand und ich betroffene Beobachter. Wir waren über die Jahre des SFB 923 „Bedrohte Ordnungen“ hinweg für Teilprojekte verantwortlich. Wir

haben Teamsitzungen geleitet, Vorträge gehalten, Anträge mitformuliert, Aufsätze und Bücher geschrieben. Ich habe den Verbund 2011–2016 geleitet, Boris Nieswand war 2015–2023 Mitglied des Vorstandes. Wir sehen manches schärfer, manches weniger gut als Unbeteiligte es könnten. Wir haben Denk- und Schreibhemmungen, die mit Rücksichtnahmen auf Kolleginnen und Kollegen, mit persönlichen Empfindsamkeiten, mit unserer wissenschaftlichen Sozialisation zusammenhängen. Aber das

entwertet unser Nachdenken nicht. Es ist positioniert, wie alle Forschung, und über die Offenlegung der Position objektivierbar. Wir laden Leserinnen und Leser ein, selbst zu beurteilen, wie ertragreich unser Nachdenken und Schreiben gewesen ist.

Ewald Frie
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Die Medaillen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

Im Jahre 1909 gegründet, sieht sich die Heidelberger Akademie der Wissenschaften in der Tradition der Kurpfälzischen Akademie, die 1763 von Kurfürst Carl Theodor ins Leben gerufen wurde und die bis zum Jahr 1803 in Mannheim bestand. Diese Tradition wird auch in Medaillen der Heidelberger Akademie sichtbar, die Texte und Bilder von Prägungen der Mannheimer Akademie übernehmen.

Medaillen sind in der Regel runde Objekte aus Metall oder Edelmetall, die geprägt oder gegossen wurden. Im Gegensatz zu Münzen haben sie keine Zahlungsfunktion, sondern dienen als Auszeichnung oder halten das Andenken an Personen und Ereignisse fest. All diese Funktionen haben auch die Medaillen der Heidelberger Akademie: Sie erinnern an ihren Gründer und ihr 75-jähriges Bestehen oder werden zu Preisen der Akademie verliehen.

Der Gründer der Heidelberger Akademie: die Plakette auf Heinrich Lanz

Aus dem Nachlass des Mannheimer Unternehmers Heinrich Lanz (1838–1905) wurde im Jahre 1909 die Heidelberger Akademie der Wissenschaften gegründet. Ein Jahr zuvor, in Erinnerung an den – posthum gefeierten – 70. Geburtstag, war beim Karlsruher Medailleur Rudolf Mayer eine Plakette in Auftrag gegeben worden.

Die Vorderseite zeigt das Brustbild des Gelehrten in einem vertieften Kreis nach rechts.



Abb. 1: Rudolf Mayer (1846–1916), Plakette auf den 70. Geburtstag von Heinrich Lanz, 1908.

Die Rückseiteninschrift gibt den Anlass für die Ausgabe der Plakette an: ZUR ERINNERUNG AN DEN 70. GEBURTSTAG 9. MÄRZ 1908. Am Rand sind zwei Punzen eingeschlagen: Die eine nennt das Material (BRONZE), die andere die Firma, in der das Werk produziert wurde: die Hof-Kunstprägestalt B. H. MAYER PFORZHEIM. Das in Heidelberg bewahrte Exemplar wurde mit der Widmung DER HEIDELBERGER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN versehen, das Exemplar im Münzkabinett des Landesmuseums Württemberg kam als Geschenk der Witwe Lanz' in die Sammlung und trägt die Ergänzung DEM KÖNIGL(ichen) MÜNZKABINETT IN STUTTGART.

Athene und der Pfälzische Löwe: die Medaille von 1973

Im Jahr 1973 gab die Heidelberger Akademie der Wissenschaften eine Medaille in

Auftrag, die von Karl Föll gestaltet wurde. Föll lehrte zwei Jahrzehnte lang an der Fachhochschule für Gestaltung in Pforzheim und nahm an einer Reihe von Wettbewerben für Gedenkmünzen der Bundesrepublik Deutschland teil. So gestaltete er die 1955 die 5-DM-Gedenkmünze auf den 300. Geburtstag des badischen Markgrafen Wilhelm Ludwig („Türkenlouis“).

Die Vorderseite der Akademie-Medaille von 1973 zeigt die nach rechts gewandte Büste der Pallas Athene, der griechischen Göttin der Weisheit, gestaltet nach der im Frankfurt Liebighaus bewahrten Skulptur des Myron. Diese Darstellung findet sich auf den Schriften und Kommunikationsprodukten der Akademie, so auch auf dem Titel dieses Magazins.

Die Medailleurückseite zeigt die Darstellung des Siegel der Heidelberger



Abb. 2: Karl Föll (1908–2000), Medaille der Heidelberger Akademie, 1973.



Abb. 3: Arthur K. Grupp (geb. 1929), Jubiläumsmedaille der Heidelberger Akademie, 1984 (Prof. Dr. Tonio Hölcher, Heidelberg).



Abb. 4: Johann Heinrich Boltschauser (1754–1812), Präsenzjeton der Mannheimer Akademie, 1778.



Akademie: den nach rechts schreitenden Pfälzischen Löwen, umgeben von einer zweizeiligen Inschrift. Sie nennt die Mannheimer und die Heidelberger Akademie mit ihren Gründungsjahren. Rechts unten neben dem Stern zwischen MCMIX und HEIDELBERGENSIS findet sich die Signatur FÖLL.

In Bronze wird diese Medaille jedem neuen Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaft nach seiner Antrittsrede überreicht. Die Version in Silber erhalten die Rednerinnen und Redner der Akademievorlesung – einer Veranstaltung, die seit dem Jubiläumsjahr 2009 regelmäßig stattfindet.

Zur 75. Wiederkehr der Gründung: die Jubiläumsmedaille von 1984

Im Jahr 1984, als die Heidelberger Akademie die 75. Wiederkehr ihrer Gründung feiern konnte, wurde eine Jubiläumsmedaille ausgegeben.

Der Entwurf stammt vom Geologen und Paläontologen Franz Kirchheimer (1911–1984), der seit 1967 Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

der Heidelberger Akademie war und auch deren Siegel entworfen hatte. Die Medaille schuf Arthur K. Grupp, der an der Staatlichen Goldschmiedeschule in Pforzheim lehrte. Im Jahr 2010 wurde Grupp mit dem renommierten Deutschen Medailleurpreis „Johann Veit Döll“ ausgezeichnet.

Die Vorderseite der Jubiläumsmedaille folgt dem Revers einer Prägung der Mannheimer Akademie aus dem 18. Jahrhundert. Es handelt sich um einen Präsenzjeton, den jedes Akademiemitglied erhielt, wenn es eine der rund 40 Sitzungen im Jahr besuchte.

Gezeigt ist in der Mitte ein Januskopf im Profil zwischen einem Obelisken und einer Sphinx. Die Umschrift RIMATVR VTRIMQVE – sie forscht auf beiden Seiten – verweist auf die wissenschaftlichen Aktivitäten der Mannheimer wie der Heidelberger Akademie in ihren beiden Klassen. Die Inschrift im Abschnitt wurde bei der Jubiläumsmedaille angepasst: Statt eines Verweises auf die Mannheimer Akademie ist nun die Heidelberger mit ihrem Gründungsdatum genannt. Die Rückseite trägt die Umschrift ACADEMIA SCIENTIARVM HEIDELBERGEN-

SIS, im Feld stehen die Gründungsjahre der Mannheimer (MDCCLXIII) und der Heidelberger Akademie (MCMIX) sowie das Jubiläumsjahr (MCMLXXXIV).

Die Jubiläumsmedaille von 1984 ist zudem eine verkleinerte Fassung des Anhängers, der den unteren Abschluss der Präsidentenkette bildet, die ebenfalls 1984 vom Heidelberger Silberschmied Ludwig Hart geschaffen wurde.



Abb. 5: Hans-Georg Kräusslich mit der Präsidentenkette, 2024.

Während der Anhänger einen Durchmesser von 70 mm hat, misst die Medaille 40 mm im Durchmesser. Oberhalb dieses Anhängers sind zwei größere Kettenglieder eingefügt, die Vorder- und Rückseite der Medaille von 1973 zeigen.

Die Medaillen des Karl-Freudenberg-Preises und des Reuchlinpreises

Für herausragende Leistungen vergibt die Heidelberger Akademie der Wissenschaften derzeit acht Preise, für einen weiteren Preis hat sie das Vorschlagsrecht. Bei zwei dieser neun Preise werden auch Medaillen verliehen: beim Karl-Freudenberg-Preis und beim Reuchlinpreis.

Zum 100. Geburtstag von Karl Freudenberg (1886–1983), langjähriger Professor für Chemie an der Universität Heidelberg, stiftete die Weinheimer Firma Freudenberg im Jahr 1986 den Karl-Freudenberg-Preis, einen jährlich verliehenen Preis wird für naturwissenschaftliche Arbeiten. Das Auswahlverfahren und die Preisverleihung übernimmt die Heidelberger Akademie. Die Preisträger erhalten neben einer Geldsumme auch eine Bronzemedaille.

Diese Medaille ist ein Werk des Bildhauers Otto Schließler, das im Jahr 1956 zum 70. Geburtstag Karl Freudenbergs entstand. Schließler, der im Halsabschnitt mit „Schl“ signiert hat, war mit Freudenberg befreundet. Auf der Vorderseite ist die Büste des Geehrten nach rechts zu sehen, auf der Rückseite nennt ein sechszeiliger Text den Anlass für die Ausgabe der Preismedaille.



Abb. 6: Präsidentenkette der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Detail), 1984.

Seit 1955 vergibt die Stadt Pforzheim auf Vorschlag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften den Reuchlinpreis, eine Ehre für hervorragende deutschsprachige Arbeiten auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften. Neben dem Preisgeld wird



Abb. 7: Otto Schließler (1885–1964), Medaille des Karl-Freudenberg-Preises, 1956.

auch eine Medaille verliehen. Sie ist eine stark vergrößerte Version der Prägung, die Willi Seidel im Jahr 1955 zum 500. Geburtstag des in Pforzheim geborenen Humanisten Johannes Reuchlin (1455–1522) schuf. Seidel war lange Jahre künstlerischer Leiter der Gravier- und Ziselierklasse an der Pforzheimer Kunstgewerbeschule.

Die Medaille, die in Silber und Bronze von der Pforzheimer Kunstprägeanstalt B. H. Mayer hergestellt wurde, misst 55 mm. Die zum Reuchlinpreis verliehene Version ist deutlich größer: Sie hat einen Durchmesser von 160 mm. In Text und Bild sind die Vorderseiten der beiden Versionen identisch. Die Rückseite der Preismedaille trägt den Namen der geehrten Person.

Matthias Ohm

Leiter der Abteilung Kunst- und Kulturgeschichte sowie des Münzkabinetts am Landesmuseum Württemberg in Stuttgart und Mitglied der Numismatischen Kommission der Länder in der Bundesrepublik Deutschland und der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg



Abb. 8: Willy Seidel (1906–1979), Medaille des Reuchlinpreises, 1955/2015.

Weitere Informationen und Nachweise bietet der Aufsatz Matthias Ohm, *academia in nummis*. Medaillen der Mannheimer und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, in: *Numismatisches Nachrichtenblatt* Heft 11/2024, S. 413–420.

Bildnachweis

- 1, 2, 3, 4 und 7 Landesmuseum Württemberg, Stuttgart.
- 5 Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Foto: Tobias Schwerdt.
- 6 Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Foto: Konrad Gös.
- 8 Stadtarchiv Pforzheim – Institut für Stadtgeschichte, Fotograf: Manfred Klinner.

Zygmunt Łempicki und die Geschichte der Philologien

Workshop im Rahmen des internationalen Projektes „Zygmunt Łempicki zwischen der deutschen und polnischen Germanistik der 1920er und 1930er Jahre“

Vom 21. bis 22. Mai 2024 fand in Heidelberg ein Workshop zu einem bedeutenden Germanisten und Philologen des 20. Jahrhunderts statt: Zygmunt Łempicki (1886–1943). Im Rahmen des von der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung (DPWS) geförderten und von den Universitäten Breslau und Heidelberg sowie der Heidelberger Akademie der Wissenschaften getragenen Forschungsverbundes *Zygmunt Łempicki zwischen der deutschen und polnischen Germanistik der 1920er und 1930er Jahre* beschäftigten sich eine Reihe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen mit Leben und Werk dieses polnischen Gelehrten.

Seinerzeit setzte Zygmunt Łempicki in der Literaturwissenschaft Maßstäbe. Sein vielfältiges Werk wirkt bis heute transnational inspirierend. Geboren 1886 in Sanok im damals österreichischen Galizien, studierte Łempicki von 1904 bis 1908 Altphilologie und Germanistik an der Universität Lemberg. Nach Studien- und Forschungsaufenthalten in Berlin und Göttingen promovierte er 1908 in Lemberg mit einer Arbeit über Karl Immermann (1796–1840). 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, habilitierte sich

Łempicki an der Jagiellonen-Universität in Krakau mit einer Schrift, die ihn später berühmt machen sollte: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. Dieses Werk, das 1920 als eigenständiges Buch erschien, stellt einen frühen Beitrag zu der sich damals erst konstituierenden Wissenschaftsgeschichte dar. Auch nach über 100 Jahren ist es ein unverzichtbares Standardwerk für alle, die sich mit der Geschichte der Germanistik beschäftigen. 1919 wurde Łempicki auf den neu eingerichteten Lehrstuhl für Germanistik an der Universität Warschau berufen.

Im akademischen und kulturellen Leben der Zwischenkriegszeit spielte Zygmunt Łempicki bis zum Beginn der deutschen Okkupation eine bedeutende Rolle. Neben zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten in polnischer und deutscher Sprache sind auch seine journalistischen Arbeiten für führende polnische Zeitungen von Bedeutung. In den 1930er Jahren begann Łempicki schließlich als Organisator und Herausgeber mit seinem wohl ambitioniertesten Projekt, der Herausgabe des Lexikons „Świat i życie“ (dt. „Welt und Leben“). Von 1933 bis 1939 erschienen unter seiner Leitung insgesamt fünf Bände des Lexikons, die das reiche geistige Leben der Zweiten Polnischen Republik facettenreich widerspiegeln.

Nach dem deutschen Überfall 1939 wurde Łempicki seines Lehrstuhls enthoben. Er setzte seine Forschungen und Lehrtätigkeit im Untergrund fort, wurde aber schließlich in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert, wo er 1943 ums Leben kam.

Die Projektbeteiligten aus Polen und Deutschland hatten bei ihren Recherchen einige Hindernisse zu überwinden. Die Zerstreuung und eingeschränkte Zugänglichkeit der Archivquellen, die Vielfalt der beruflichen Aktivitäten Łempickis sowie die im Vergleich zu westeuropäischen Standards unterschiedliche Überlieferung



Deckblatt der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft mit deutscher Version seines Namens. In den 1960er-Jahren erschien ein Nachdruck (Foto: Max Behmer)

seines Werkes mussten im Rahmen des Projektes zur Diskussion gestellt werden. Für ausgewählte polnischsprachige Aufsätze Łempickis wurden Übersetzungen ins Deutsche angefertigt, um die Texte des Gelehrten auch nicht-polnischen Forschern zugänglich zu machen. Diese Übersetzungen entstanden in einem separaten Projekt „Die Internationalisierung des Werkes von Zygmunt Łempicki“, das vom *Polnischen Nationalprogramm zum Aufbau der Geisteswissenschaften* (NPRH) gefördert wurde.

Im Rahmen des Heidelberger Workshops präsentierten Wissenschaftler verschiedener Disziplinen aus Deutschland und Polen aktuelle Ergebnisse ihrer Forschungen zu Zygmunt Łempicki. Eröffnet wurde die Tagung von Karol Sauerland (Universität Warschau), dem Nestor der polnischen Germanistik. Er sprach über das Wirken Zygmunt Łempickis im geistigen Leben Polens, insbesondere im Kontext der Lemberg-Warschauer Schule der Philosophie. Er bot den Zuhörern ein eindrucksvolles Panorama des kulturellen und wissenschaftlichen Lebens der Zweiten Polni-



Zygmunt Łempicki (1886–1943), Fotograf unbekannt, o.J.

schen Republik. Die darauffolgenden Referate erweiterten dieses Bild vor allem im Hinblick auf die internationalen Kontakte der polnischen Wissenschaft: Max Behmer (Universität Heidelberg) sprach über das Wirken polnischer und deutscher Geisteswissenschaftler in Organisationen der Zwischenkriegszeit, insbesondere in Frankreich. Bartosz Dziewanowski-Stefańczyk (DHI Warschau) referierte über die Wissenschaft als Instrument der polnischen Außenpolitik gegenüber Deutschland 1918–1939 und analysierte dabei das dichte Netz verschiedener Stiftungen, Institute und wissenschaftlicher Einrichtungen, die in der Zwischenkriegszeit sowohl der polnischen als auch der deutschen Außenpolitik zur Verfügung standen. Besonderes Augenmerk richtete der Wissenschaftler auf die Weltausstellungen als Brennpunkte der Bemühungen der jeweiligen Länder, eigene kulturpolitische Anliegen zu verwirklichen. Anschließend referierten Krzysztof Żarski (Universität Breslau) und Martin Faber (Universität Freiburg i. Br.) jeweils über ein konkretes Werk Łempickis. Żarski sprach über die bereits angeführte Enzyklopädie „Świat i życie“ (dt. „Welt und Leben“), die zu den quantitativ und qualitativ bedeutendsten Leistungen Łempickis zählt. Faber stellte in seinem Vortrag Łempickis Lehrbuch „Deutschland. Geist und Gestalt“ aus dem Jahr 1938 vor. So erhielten die Zuhörer nicht nur einen Einblick in Łempickis Tätigkeit als Landeskundler und Didaktiker, sondern wurden zugleich mit dem polnischen Deutschlandbild am Vorabend des Zweiten Weltkriegs vertraut gemacht.

Der erste Tag des Workshops endete mit dem Abendvortrag von Hans-Harald Müller (Universität Hamburg) zum Thema „Zygmunt Łempicki im Kontext der deutschen Literaturwissenschaft der Zwischenkriegszeit“. Müller, ein profunder Kenner der Geschichte der deutschen Germanistik, rekonstruierte die wissenschaftlichen Positionen des polnischen Philologen gegenüber seinen deutschen Fachkollegen. Dabei hob Müller insbesondere Łempickis Klarheit und Stringenz im Denken hervor.

Diese Spur verfolgte Wojciech Kunicki (Universität Breslau) am nächsten Workshoptag weiter. Er untersuchte die Kontakte zwischen polnischer und deutscher Germanistik in den 1930er Jahren, die nicht zuletzt durch die zeitweilige Annäherung der beiden Staaten eine besondere Brisanz erhielten. Anschließend gab Markus Eberharter (Universität Warschau) Einblicke in die letzten Lebensjahre Łempickis. Von besonderem Interesse war hier die Übernahme des Privatarchivs des Gelehrten durch die Staatsbibliothek Warschau im Oktober 1943, nachdem Łempicki im Sommer desselben Jahres im KZ Auschwitz zu Tode gekommen war. In der letzten Sektion des Workshops wurden die angerissenen Themen, die sich vor allem mit biographischen Rekonstruktionen sowie mit Łempickis Stellung im zeitgenössischen akademischen und kulturellen Bereich beschäftigten, durch Analysen zu den einzelnen Aspekten seines vielfältigen Schaffens ergänzt. Stefaniya Ptashnyk (HADW) erörterte die sprachwissenschaftlichen Ansichten im frühen Œuvre des Forschers. Ewa Szymani (Universität Breslau) befasste sich mit ausgewählten Begriffen bei Łempicki, insb. mit dem Begriff *Kondensation*, um so über die Entwicklung des Denkens des Gelehrten zu reflektieren. Ihre Ausführungen erhielten nicht zuletzt durch ihre Tätigkeit als Übersetzerin polnischer Texte Łempickis ins Deutsche Gewicht. Dirk Werle (Universität Heidelberg) sprach über Łempickis Forschungen zur Frühen Neuzeit



Deckblatt des von Łempicki verantworteten Lexikons, das durchaus als Volkslexikon angesehen werden kann (Foto: Max Behmer)

und zog Parallelen zum Werk seiner deutschen Zeitgenossen. Abschließend gab die Bibliothekswissenschaftlerin Elżbieta Herden (Universität Breslau) einen kenntnisreichen Einblick in die digitale Forschungsunterstützung, die die weitere Forschung zu Zygmunt Łempicki im Besonderen sowie zur Germanistikgeschichte in Polen im Allgemeinen wesentlich erweitern kann. Zahlreiche anregende Diskussionen und Fragerunden begleiteten die gesamte Tagung. Die wichtigsten Forschungsergebnisse des Projekts sollen 2025 in einem Sammelband veröffentlicht werden.

Krzysztof Żarski und Max Behmer
Universität Breslau
Universität Heidelberg

Ein Yams zwischen zwei Felsen?

Konferenz zu Nepals Außenbeziehungen am 27. und 28. Mai 2024

Die Konferenz „A Yam between Two Rocks: Transcultural Histories of Nepal's Relations with India, China, and Tibet“ beleuchtete Nepals dynamische Außenbeziehungen sowie seine globalen transkulturellen Verflechtungen aus unterschiedlichen regionalen und disziplinären Perspektiven. Gleichzeitig würdigte die von der Akademie-Forschungsstelle „Religions- und rechtsgeschichtliche Quellen des vormodernen Nepal“ und dem „Nepal Heritage Documentation Project“ (Heidelberg Centre for Transcultural Studies CATS, HAdW) organisierte Konferenz Prof. Axel Michaels anlässlich seines 75. Geburtstags.

Passend zum Thema der Vernetzung und den Wirkungsstätten von Prof. Michaels vereinte das Programm das CATS, die Akademie und das Völkerkundemuseum als Veranstaltungsorte. Die vier Panels der Konferenz fanden in den Räumlichkeiten der Akademie statt.

Das erste Panel widmete sich den Beziehungen zwischen Nepal, Tibet und China vom 18. bis ins 20. Jahrhundert – einer von

Turbulenzen und Konflikten geprägten Zeit. Prof. Axel Michaels (Heidelberg) eröffnete mit einem Vortrag über nepalesische Dokumente aus dem Sino-Gorkha-Krieg (1791–92) und kritisierte dabei konventionelle eurozentrische Modelle in der Analyse internationaler Beziehungen. Dr. Franz Xaver Erhard (Leipzig) untersuchte den Tibet-Gorkha-Krieg (1790–92) anhand der Memoiren des tibetischen Aristokraten Doring Tenzin Paljor. Es folgten Vorträge von Ayushman Baruah (Toronto) über Nepals Aufbau eines informellen Imperiums in Tibet (1855–1930) und Amish Raj Mulmi (Kathmandu) zur Gyalpo-Affäre (1928–29), bei der die Spannungen zwischen Nepal und Tibet beinahe erneut zu einem Krieg eskalierten. Zezhou Yang (London) schloss das Panel mit einer Analyse der Nepal-China-Beziehungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts anhand chinesischer journalistischer Texte.

Das zweite Panel konzentrierte sich auf transregionale und transkulturelle Begegnungen in materieller Kultur und

Religion. Prof. Niels Gutschow (Heidelberg) zeichnete die Reise des architektonischen Motivs des Akanthusblatts von korinthischen Kapitellen bis ins Kathmandutal nach. Dr. Christian Luczanits (London) gab Einblicke in die Klostersammlungen Mustangs, deren Objekte von weitreichenden transregionalen künstlerischen Netzwerken zeugen. Prof. Alexander von Rospatt (Berkeley) reflektierte Nepals Position zwischen Indien und China anhand des Svayambhūpurāṇa, dem zentralen erzählerischen Werk der buddhistischen Tradition Nepals.

Der erste Konferenztag wurde durch Prof. Charles Rambles (Oxford/Paris) Keynote-Vortrag beschlossen, der König Pṛthvīnārāyaṇa Śāhas Zitat Nepals als „Yams zwischen zwei Felsen“ aus dem Konferenzthema aufgriff. Anhand seiner anthropologischen Feldforschung zur Wurstherstellung in Mustang setzte Rambles dem Yams provokativ die Wurst als ein Bild für Nepals Nationswerdung entgegen, passender aufgrund ihrer Elastizität und



Aus den Forschungsstellen

ihrer unterschiedlichen, zusammengesetzten Texturen im allmählichen Herstellungsprozess.

Der zweite Tag begann mit einem Panel, das Nepals Interaktionen mit dem Westen thematisierte. Prof. Marie Lecomte-Tilouine (Paris) untersuchte die christliche Präsenz und das Phänomen der Kindertaufen im vormodernen Nepal, während Dr. Alaka Chudal (Wien) die Motivationen von Gurkha-Soldaten im Ersten Weltkrieg im Rahmen des hinduistischen Konzepts der Gabe diskutierte. Die Projektmitarbeiter Dr. Manik Bajracharya, Dr. Simon Cubelic und Dr. Rajan Khatiwoda luden ein zur gemeinsamen Lektüre ausgewählter Dokumente aus dem Quellenmaterial der Forschungsstelle. Dieses Material veranschaulicht, wie Nepal im kolonialen Indien ein ausgeklügeltes Gesandtennetzwerk aufbaute, das

die Eliten mit Nachrichten versorgte und wie parallel dazu umfangreiche Kompendien erstellt wurden, die ausländisches Wissen systematisierten.

Das vierte Panel widmete sich schließlich dem Überschreiten geografischer und sozialer Grenzen – historisch und gegenwärtig. Dr. Christof Zotter (Heidelberg) erörterte ebenfalls anhand ausgewählter Dokumente aus dem Forschungsprojekt, wie hinduistische Asketen sich an grenzüberschreitendem Handel, Diplomatie und Kriegsführung beteiligten und teils zu einflussreichen Vermittlern wurden. Prof. Martin Gaenzle (Wien) gab visuelle ethnographische Einblicke zu nepalesischen Pilgern in Benares. Prof. Michael Hutt (London) und Prof. Joanna Pfaff-Czarnecka (Bielefeld) beschäftigten sich mit dem Überwinden sozialer Grenzen – Hutt an-

hand des Genres der Nepali Dalit-Literatur, Pfaff-Czarnecka durch den Vergleich der Bildungstrajektorien nepalesischer und indischer Dalits.

In ihren abschließenden Bemerkungen zur Konferenz betonte Prof. Madeleine Herren-Oesch (Basel) die Notwendigkeit einer transkulturellen Himalaya-Perspektive und hob Nepal als Modell der Konnektivität hervor. Die Konferenz endete mit der Präsentation von Prof. Michaels' neuerschienenem Werk „Nepal: A History from the Earliest Times to the Present“ (Oxford University Press, 2024), vorgestellt durch Prof. David Gellner (Oxford).

Julia Shrestha

Forschungsstelle „Religions- und rechtsgeschichtliche Quellen des vormodernen Nepal“

Junge Akademie I HAdW

WIN-Konferenzen

Foundations and Perspectives of European Platform Regulation

19.09.–20.09.2024

Die Regulierung von Internetplattformen ist eines der wichtigsten Gesetzgebungsprojekte auf der Ebene der Europäischen Union. Sobald die derzeit diskutierten Regelungen in Kraft treten, wird ihre Anwendung Gerichte und Rechtswissenschaft vor vielfältige Herausforderungen stellen. Deren Bewältigung erfordert ein interdisziplinäres Verständnis der Rahmenbedingungen und Annahmen der Plattformregulierung ("Foundations"). Die von Jun.-Prof. Dr. Michael Müller und PD Dr. Hannes Beyerbach (beide Universität Mannheim) organisierte Tagung trug zur Weiterentwicklung dieses Rechtsgebiets bei.



Viruses – New Insights from Microscopy Techniques

30.09.–02.10.2024

Die von der Physikerin Dr. Venera Weinhardt (Universität Heidelberg) organisierte Konferenz beschäftigte sich mit neuen Methoden der Zellbildgebung. Die SARS-CoV-2-Pandemie hat gezeigt, dass neu auftretende Viren die Wissenschaft auf mehreren Ebenen vor Herausforderungen stellen und die Entwicklung und Anpassung neuer Methoden in der Virologie erfordern, einschließlich bildgebender Verfahren mit hohem Durchsatz. In Anbetracht der unterschiedlichen Größen von Viren, die von 20 bis 1500 nm reichen, und ihrer Fähigkeit, verschiedene Zellen zu befallen, erfordert die Darstellung von Virus-Wirtszell-Interaktionen die Anwendung und Integration mehrerer Mikroskopietechniken. Die durch diese neuen Methoden der Zellbildgebung gewonnenen Erkenntnisse tragen dazu bei, die durch eine Virusinfektion hervorgerufenen pathologischen Veränderungen zu verstehen. So können neue Konzepte für die antivirale Therapie von Viren in Zellen und Geweben entwickelt werden, die eine entscheidende Rolle bei der Vorbereitung auf künftige Virusausbrüche und deren Eindämmung spielen.



Athena Young Academy Fellowship – neue Fördermaßnahme für mehr Internationalität

Dr. Arantzazu Saratzaga trat erstes Athena Young Academy Fellowship im Oktober an

Um die Junge Akademie I HAdW im Ausland präserter zu machen und die Vernetzung der WIN-Kollegiaten zu stärken, hat die Akademie jetzt das Athena Young Academy Fellowship eingerichtet. Ziel ist die Förderung des intensiven wissenschaftlichen Austausches innerhalb eines WIN-Projektes mit Wissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus dem Ausland. Die Fellows sind an einer ausländischen Institution beheimatet und arbeiten als Gastwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler für einen Zeitraum zwischen einem und drei Monaten mit den gastgebenden und sie betreuenden WIN-Kollegiatinnen und -Kollegiaten der Jungen Akademie I HAdW. Anfang Oktober trat Dr. Arantzazu Saratzaga das erste Athena Young Academy Fellowship an. Die Philosophin und Künstlerin von der Universität für Angewandte Kunst Wien wird am WIN-Projekt „Komplexität,

Erklärbarkeit, Interpretierbarkeit (KEI)“ von Oktober bis Dezember 2024 zum Thema „Epistemologien der Komplexität anhand einer Diskursanalyse des Entropiebegriffs“ forschen. Dabei untersucht sie den Paradigmenwechsel zur Komplexität aus wissenschaftsphilosophischer Sicht und arbeitet wissenschaftsphilosophisch am Begriff der Entropie und seiner Anwendung in der Komplexitätswende. Zuvor war sie Junior Marie Curie Fellow am Freiburg Institute for Advanced Studies.

Für Dr. Arantzazu Saratzaga bietet diese Förderung eine Gelegenheit, ihre wissenschaftlichen Forschungen durch den Austausch im WIN-Kolleg zu vertiefen: „Dieses Fellowship stellt für mich eine besondere Möglichkeit dar, meine eigenständige wissenschaftliche Arbeit, die ich im Rahmen meines Postdoc-Stipendiums aufgebaut habe, in den Dienst eines wissenschaftli-

chen Austausches im WIN-Teilprogramm „Komplexitätsreduktion“ zu stellen. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit!“



HAdW

Neuer Personalrat der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

Am 2. Juli 2024 wurde ein neuer Personalrat gewählt: V.l.n.r.: Herbert v. Bose (Vorsitzender), Birgit Eickhoff, Miriam Haidle, Volker Hartmann, dahinter Elke Schneider und Claudia Wenzel (stellv. Vorsitzende). Nicht auf dem Foto abgebildet: Liudmila Olalde.

E-Mail: Personalrat@hadw-bw.de



Verstorbene Mitglieder

Dietrich Geyer († 19. Oktober 2023)



Dietrich Geyer war Professor für Osteuropageschichte an der Universität Tübingen. Mit seinen Forschungen zum russischen Imperialismus, zur Geschichte der politischen Idee des späten Zarenreiches sowie der Geschichte der russischen Revolutionen prägte er die deutsche und internationale Osteuropaforschung maßgeblich. Nach Kriegsende studierte Dietrich Geyer in Rostock und Göttingen Slawistik, Germanistik, Osteuropäische Geschichte und Kunstgeschichte. Auf seine Habilitation zur Rolle Lenins in der russischen Sozialdemokratie folgte die Professur für Osteuropäische Geschichte an der Universität Mainz. Anschließend war er von 1965 bis zur seiner Emeritierung 1994 Lehrstuhlinhaber und Direktor des Instituts für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, welches sich durch ihn zu einem wichtigen Standort internationaler Forschungs Kooperationen entwickelte. Zudem war Dietrich Geyer langjähriger Herausgeber des Osteuropa-Handbuchs, Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Osteuropaforschung und seit 1982 ordentliches Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Klaus Starke († 26. Januar 2024)



Klaus Starke studierte in Freiburg, Erlangen, Tübingen und Heidelberg Pharmazie und Medizin. 1965 wurde er in Tübingen zum Dr. med. promoviert. Nach der Habilitation am Pharmakologischen Institut des Klinikums Essen wurde Klaus Starke auf den Lehrstuhl für Pharmakologie an die Universität Freiburg berufen. Er zeigte mit seiner Forschung, dass α_2 -adrenerge Rezeptoren wie präsynaptische Thermostaten die Freisetzung von Noradrenalin aus sympathischen Nervenfasern kontrollieren. Dieser Mechanismus wurde für viele weitere Transmitter als ein grundlegendes Prinzip entschlüsselt. Er war Dekan der Medizinischen Fakultät (1986/7) und initiierte als Gründungssprecher den DFG Sonderforschungsbereich 325 „Modulation und Lernvorgänge in Neuronensystemen“. Für sein wissenschaftliches Engagement wurde er vielfach ausgezeichnet, darunter mit den Mitgliedschaften in der Leopoldina, der Academia Europaea und der Ehrenmedaille der Universität Freiburg. 2023 wurde Professor Starke für sein Lebenswerk mit der Schmiedeburg-Plakette der Deutschen Gesellschaft für Experimentelle und Klinische Pharmakologie und Toxikologie geehrt.

Klaus Dransfeld († 26. April 2024)



Der Experimentalphysiker Klaus Dransfeld ist vor allem für seine Arbeiten zum Ultraschall bei sehr hohen Frequenzen bekannt, insbesondere zur Verwendung für die Mikroskopie mit Ultraschallwellen („Hyperschall-Mikroskopie“). Dransfeld studierte Physik, Chemie und Mathematik an den Universitäten Köln und Bonn. Auf eine Hochschulassistenten in Köln folgten Auslandsaufenthalte am

Clarendon Laboratorium in Oxford, den Bell Laboratorien in New Jersey (USA) und die Berufung auf eine associate professorship an die Universität Berkeley in Kalifornien. 1965 übernahm er eine Professur an der TU München, bevor er für vier Jahre das deutsch-französische Hochfeldmagnetlabor in Grenoble leitete und zu einer heute weltweit führenden Forschungsinstitution ausbaute. 1977 wurde er Direktor am Max-Planck-Institut für Festkörperforschung in Stuttgart. Zusätzlich bekleidete er an der Universität Konstanz seit 1975 zunächst eine Honorarprofessur und ab 1982 bis zu seiner Emeritierung eine Vollprofessur. 1989 erhielt er den deutsch-französischen Gentner-Kastler-Preis.

Erik Jayme († 1. Mai 2024)



Erik Jayme war einer der international renommiertesten deutschen Rechtswissenschaftler und langjähriger Direktor des Instituts für ausländisches und internationales Privat- und Wirtschaftsrecht der Universität Heidelberg. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften und der Kunstgeschichte an den Universitäten Frankfurt am Main, München und Pavia wurde Jayme in München promoviert.

Der Habilitation in Mainz folgten Stationen in Münster und München, bis er 1983 den Ruf nach Heidelberg annahm, wo er bis zu seiner Emeritierung Ordinarius für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung war. Durch sein weit gespanntes wissenschaftliches Œuvre und zahlreiche Ämter in internationalen Organisationen prägte Erik Jayme das Internationale Privatrecht in außerordentlicher Weise. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Forschung war das internationale Kunst- und Urheberrecht, das ihm als großem Kunstkennner besonders am Herzen lag. Für sein Wirken erhielt er die Ehrendoktorwürden der Universitäten Ferrara, Budapest, Montpellier, Porto Alegre und Coimbra. Als erster Preisträger erhielt er 1989 den Landesforschungspreis Baden-Württemberg.

Hans Joachim Specht († 20. Mai 2024)



Der Teilchen- und Kernphysiker Hans Joachim Specht gilt als einer der Pioniere der Schwerionenphysik und sorgte für enorme Fortschritte in der Krebstherapie. Specht studierte Physik an den Universitäten in München und der ETH Zürich. Nach Promotion und Habilitation war er zunächst Ordinarius in München, bis er 1973 den Ruf an die Universität Heidelberg annahm, wo er bis zu

seiner Emeritierung am Physikalischen Institut tätig war. Seine Forschungstätigkeiten führte Specht am Max-Planck-Institut für Kernphysik in Heidelberg, dem GSI Helmholtz-Zentrum für Schwerionenforschung in Darmstadt, das er zudem von 1992 bis 1999 leitete, und am CERN durch. Seine Experimente betrafen die Atomphysik, Kernspaltung und Quark-Gluon-Plasma bei hocheenergetischen Schwerionenstößen. Specht setzte sich dafür ein, die Erkenntnisse über Schwerionen in die Praxis zu bringen – vor allem in der Krebstherapie. Er war stark daran beteiligt, mit dem Heidelberger Ionenstrahl-Therapiezentrum (HIT) die erste Klinik Europas aufzubauen, in der diese moderne Krebsbehandlungsmethode angewandt wurde.

Hermann Haken († 14. August 2024)



Der Physiker Hermann Haken gilt als einer der bedeutendsten theoretischen Physiker der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und hat mit seinen Arbeiten zur Lasertheorie, Festkörperphysik sowie der Physik der Phasenübergänge und der Komplexitätstheorie bahnbrechende Beiträge geleistet. Der 1927 geborene Hermann Haken studierte Mathematik und Physik in Halle und Erlangen. Der

Promotion und Habilitation in Erlangen folgten Forschungsaufenthalte in Großbritannien und den USA, bis er 1960 auf einen Lehrstuhl für Theoretische Physik an die Universität Stuttgart berufen wurde, wo er bis zu seiner Emeritierung forschte und lehrte. Haken gilt als Begründer der Synergetik, der Theorie der Selbstorganisation in komplexen Systemen, die weitreichende Anwendungen in der Laserphysik fand. Seine Arbeiten beeinflussten sowohl die theoretische Physik als auch die Entwicklung optischer Technologien. Er wurde für seine Forschung mit zahlreichen Ehrendoktorwürden und Preisen geehrt, darunter der Max-Planck-Medaille und dem Max-Born-Preis, wurde in den Orden Pour le Mérite aufgenommen und war Mitglied in zahlreichen wissenschaftlichen Akademien.

Wolfgang Raible († 02. September 2024)



Wolfgang Raible studierte Romanistik, Klassische Philologie und Philosophie an den Universitäten Kiel, Innsbruck, Poitiers und Salamanca. Nach seiner Promotion in Kiel und der Habilitation in Köln folgten Lehrtätigkeiten in Bielefeld und Siegen, bis er 1978 den Ruf an die Universität Freiburg annahm, wo er bis zu seiner Emeritierung 2007 als Professor für Romanische Philologie und Allgemeine Sprach-

wissenschaft wirkte. Er gründete 1985 und leitete den Sonderforschungsbereich „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. Seine Arbeiten zur Sprachtypologie und Universalienforschung erfuhren hohe nationale und internationale wissenschaftliche Anerkennung. Raible war ab 1986 Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und ihr in besonderer Weise verbunden. Für die Akademieprojekte „Dictionnaire onomasiologique de l'ancien gascon“ (DAG) und „Dictionnaire Étymologique de l'Ancien Français“ (DEAF) führte Raible insgesamt 32 Jahre lang den Kommissionsvorsitz. Für seine wissenschaftlichen Verdienste wurde er mit dem Landesforschungspreis Baden-Württemberg, dem Leibniz-Preis sowie der Werner Heisenberg Medaille der Alexander von Humboldt Stiftung ausgezeichnet.

Ehrungen und Auszeichnungen

Simon Brendle mit dem „Breakthrough Prize in Mathematics“ ausgezeichnet

Prof. Dr. Simon Brendle, Professor für Mathematik an der Columbia University, New York, erhält den Breakthrough Prize 2024. Der auch als „Oscar der Wissenschaft“



bezeichnete Breakthrough Prize wird jährlich in den Bereichen Biowissenschaften, Grundlagenphysik und Mathematik verliehen und ist jeweils mit drei Millionen Dollar dotiert. Brendle erhält den Preis für eine Reihe bemerkenswerter Fortschritte in der Differentialgeometrie, einem Gebiet, das die Werkzeuge der Analysis zur Untersuchung von Kurven, Flächen und Räumen nutzt.

Leena Bruckner-Tuderman von der Universität Freiburg mit der Ehrensenatorinnenwürde ausgezeichnet

Prof. Dr. Dr. h.c. Leena Bruckner-Tuderman wurde für ihre langjährige Unterstützung der Universität Freiburg mit der Ehrensenatorinnenwürde ausgezeichnet. Bruckner-Tuderman setzte



sich als Professorin und Ärztliche Direktorin der Klinik für Dermatologie und Venerologie des Universitätsklinikums kontinuierlich für die strategische Weiterentwicklung der Universität Freiburg ein. Im Freiburg Institute for Advanced Studies war sie Direktorin des FRIAS-LifeNet der School of Life Sciences, darüber hinaus Prodekanin für Strategie- und Entwicklungsfragen der Medizinischen Fakultät und Mitglied des Universitätsrats.

Jörn Leonhard erhält Universitätsmedaille der Universität Freiburg

Mit der Verleihung der Universitätsmedaille zeichnet die Universität Freiburg Prof. Dr. Jörn Leonhard als exzellenten Wissenschaftler mit weitreichender Strahlkraft in die Gesellschaft aus, der die Reputation der Universität in außergewöhnlicher Weise stärkt. Leonhard ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas an der Universität Freiburg.



Johanna Stachel wird für ihre Verdienste um die Ruperto Carola zur Seniorprofessorin distincta ernannt

Mit ihrem Wirken als herausragende Wissenschaftlerin, ihrem Einsatz für die Universität und für die Fakultät für Physik und Astronomie sowie ihrer Vorbildrolle für viele junge Forscherinnen und Forscher hat Prof. Dr. Johanna Stachel die Universität Heidelberg nachhaltig geprägt. Dafür ist die international ausgewiesene Expertin auf dem Gebiet der Kern- und Teilchenphysik zur Seniorprofessorin distincta der Ruperto Carola ernannt worden. Johanna Stachel ist damit die zehnte Person, die mit der lebenslangen Ehrenbezeichnung eines Seniorprofessors distinctus von der Universität Heidelberg geehrt wurde.



Sabine Arend erhält Dr. Fritz-Landenberg-Preis

Dr. Sabine Arend wird von der Stadt Esslingen mit dem „Dr. Fritz-Landenberg-Preis für die Erforschung der Stadtgeschichte“ ausgezeichnet. Sie erhält



den mit 5.000 Euro dotierten Preis für ihre Veröffentlichung „Konfessionelle Erziehung in einer evangelischen Reichsstadt. Quellen zur Bildungs-, Sozial- und Musikgeschichte des Esslinger Collegium Alumnorum 1598-1810“. Sabine Arend ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschungsstelle „Theologenbriefe im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit (1550-1620)“.

Sabine Tittel erhält Preis der Kurt-Ringger-Stiftung zur Förderung des romanistischen Nachwuchses

Priv.-Doz. Dr. Sabine Tittel erhält von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz den Kurt-Ringger-Preis 2024. Der mit 5.000 € dotierte Preis wird alljährlich im Bereich



der Romanistik verliehen. Frau Tittel erhält ihn als Auszeichnung für ihre Habilitationsschrift an der Schnittstelle von Linguistik und Digital Humanities: „Historische lexikalische Semantik und Linked Data. Modellierung von Ressourcen der mittelalterlichen Galloromania für das Semantic Web“. Sie ist Leiterin der Forschungsstelle „ALMA – Wissensnetze in der mittelalterlichen Romania“.

Natalie Rauscher erhält Hengstberger-Preis der Universität Heidelberg

Die Amerikanistin Dr. Natalie Rauscher (Heidelberg Center for American Studies, WIN-Kolleg der Jungen Akademie IHAw) wird gemeinsam mit Dr. Christopher Nunn als eines von drei Nachwuchswissenschaftler-Paaren mit dem diesjährigen Hengstberger-Preis ausgezeichnet („Disciplinary Transformations? Humanities Impact on Reshaping the Digital Humanities“).



Der Klaus-Georg und Sigrid Hengstberger-Preis wird jährlich an exzellente jüngere

Ehrungen und Auszeichnungen

Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der Ruperto Carola verliehen. Das Preisgeld von 12.500 Euro ermöglicht den Preisträgern und Preisträgerinnen, ein wissenschaftliches Symposium abzuhalten.

Verena Wagner erhält Ruf an die HU Berlin

WIN-Kollegiatin Prof. Dr. Verena Wagner vom Projekt „Neutral by Choice“ wurde zum 1. Oktober 2024 auf die Professur „Philosophie des Geistes“ an der Humboldt Universität zu Berlin sowie der „Berlin School of Mind“ berufen. Wagner beschäftigt sich mit der Schnittstelle von Philosophie des Geistes



und Erkenntnistheorie, insbesondere mit der Beschaffenheit mentaler Zustände und Einstellungen in der Nähe der kognitiven Neutralität, z. B. Agnostizismus, Unwissenheit, doxastische Unentschlossenheit, Aussetzung des Urteils und des Glaubens.

Lothar Ledderose wird in Paris für sein Lebenswerk geehrt und erhält chinesischen „Westsee Freundschaftspreis“

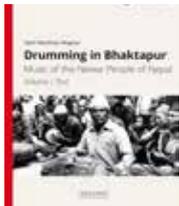
Prof. Dr. Lothar Ledderose erhält den mit 10.000 Euro dotierten Léon-Vandermeersch-Preis für Chinastudien, der von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in



Paris verliehen wird. Mit dieser Auszeichnung wird die gesamte Arbeit zur chinesischen Kunstgeschichte und insbesondere die von Lothar Ledderose geleitete Forschungsstelle „Buddhistische Steinschriften in China“ und deren Arbeit zur Herausgabe der in China auf Stein gemeißelten buddhistischen Sutras gewürdigt.

Mit dem chinesischen „Westsee Freundschaftspreis“ erhielt Lothar Ledderose einen weiteren Preis in diesem Jahr. Der Name bezieht sich auf den Westsee in der Provinz Zhejiang, der zu einem der landschaftlich schönsten Orte Chinas zählt. An dem See liegt die Stadt Hangzhou, in der sich die Kunstakademie Chinas befindetet, die mit der Heidelberger Akademie in dem Projekt „Buddhistische Steinschriften in China“ zusammenarbeitet. Der Preis wurde vom Gouverneur der Provinz Zhejiang überreicht.

Neuerscheinungen



Gert-Matthias Wegner

Drumming in Bhaktapur. Music of the Newar People of Nepal. Volume 1: Text, Volume 2: Transcriptions

Documenta Nepalica, Band 4

Heidelberg University Publishing, 2023

Die Publikation bietet einzigartige Informationen über eine der vielfältigsten Musikkulturen des Himalaya-Gebietes. Die Trommeltraditionen von Bhaktapur im Kathmandu-Tal sind ein lebendiger Aspekt der traditionellen Newar-Kultur, die ihre Blütezeit zwischen dem 13. und 18. Jahrhundert erlebte. Die drei Malla-Königreiche Bhaktapur, Lalitpur und Kathmandu wetteiferten in Kunst, Architektur, Musik, Tanz und opulenten Stadtritualen, mit denen die Anwesenheit der Götter gefeiert wurde. Die Musik diente als Portal zwischen der menschlichen Welt und dem Reich der Götter. Die Studie dokumentiert die Rolle und das Repertoire der verschiedenen Perkussionsgattungen in transkribierter und kommentierter Form für den praktischen Gebrauch und als Lehrmittel.

Katharina Grätz

Kommentar zu Nietzsches *Also sprach Zarathustra I und II*

Nietzsche Kommentar, Band 4.1

De Gruyter, Berlin/Boston 2024

Der Band 4.1 enthält den Kommentar zum ersten und zweiten Teil von Nietzsches „Also sprach Zarathustra“. Entstanden in den Jahren 1883 bis 1885 handelt es sich um das populärste Werk Nietzsches, das aufgrund seiner poetischen Form und seiner Rätselhaftigkeit enorme Strahlkraft entfaltet hat, aber auch, weil es mit dem „Übermenschen“ und der „ewigen Wiederkunft“ zentrale Konzepte Nietzsches vorstellt.



Fritz Peter Knapp

La mort le roi Artu – Der Tod des Königs Artus

Text nach der Ausgabe von Jean Frappier 1964. Übersetzung mit Anmerkungen und Einleitung von Fritz Peter Knapp
Anton Hiersemann Verlag, Stuttgart 2023

Zeiten des tatsächlichen oder vermeintlichen Verfalls sind häufig von verbreiteter Weltuntergangsstimmung begleitet, so auch die ausgehende Blüte der hochmittelalterlichen feudalen Kultur im 13. Jahrhundert. Den düsteren Ahnungen um 1230 verleiht in meisterhafter Weise dieses – hier erstmals aus dem Altfranzösischen ins Neuhochdeutsche übersetzte

– anonyme Erzählwerk künstlerischen Ausdruck. Ein unbekannter Autor aus den Reihen des gelehrten Klerus malt in der Gestalt des angeblich historischen, sich über halb Europa erstreckenden Reiches des großen keltischen Herrschers plastisch die Welt der höfischen Damen und Ritter, eine Welt von Pracht und Herrlichkeit, Turnieren und Festen, Ehre und Liebe, Edelmut und Treue, Tapferkeit und Freundschaft, die alle, an der Spitze König Artus selbst, vom Rad der unerbittlichen Fortuna in den Abgrund gestürzt werden.



Julia Becker, Isabel Kimpel, Jonas Narchi, Bernd Schneidmüller (Hrsg.)

(Er-)Leben von Spiritualität

Die fünf Sinne in religiösen Gemeinschaften des Mittelalters

Reihe: Klöster als Innovationslabore

Verlag Schnell & Steiner, 2024

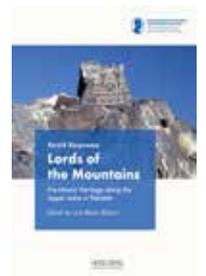
Ob als Einfallstor für Versuchungen oder als Weg zur Gotteserfahrung – die fünf Sinne nahmen eine große Rolle im Leben und Erleben religiöser Gemeinschaften des Mittelalters ein. Ihre strenge Kultur des Gebets, der Askese und der Kontrolle ließ eine Erfahrungswelt entstehen, in der spirituelle Erfahrungen auch sicht-, hör-, riech-, schmeck- und tastbar werden. Doch wie genau konnte dies gelingen? Welche visuellen, auditiven, olfaktorischen, gustatorischen, taktilen und synästhetischen Erfahrungen kennzeichneten die gelebte Spiritualität in mittelalterlichen Klöstern? Ausgehend von diesen Fragen untersuchen 16 Forscher in interdisziplinärer Perspektive die Art und Weise, wie die fünf Sinne in monastischen und regularkanonischen Gemeinschaften durch Regelsysteme, Rituale, Gebetspraktiken, Texte und Artefakte kontrolliert, geformt und genutzt wurden.

Harald Hauptmann, Luca Maria Olivieri (Hrsg.)

Lords of the Mountains. Pre-Islamic Heritage along the Upper Indus in Pakistan

Heidelberg University Publishing, 2024

Mit seiner Monographie „Lords of the Mountains. Pre-Islamic Heritage along the Upper Indus in Pakistan“ hat Harald Hauptmann seine jahrzehntelangen Forschungen in der Karakorum-Region Nordpakistans zu einem beeindruckenden Abschluss gebracht. Dieses Buch, das vor seinem Tod im Jahr 2018 fertiggestellt wurde, ist gewissermaßen das wissenschaftliche Vermächtnis der letzten Phase seiner Karriere. Herausgegeben wurde das Buch von Luca M. Olivieri von der Universität Ca' Foscari in Venedig, dem Leiter der ISMEO und der italienischen archäologischen Mission von Ca' Foscari in Pakistan.



Armin T. Müller

Der lyrische Nachlass des jungen Nietzsche

Mit einer Edition des Manuskripthefts Mp I 22

Nietzsche-Lektüren, Band 11

Verlag De Gruyter, 2024

Armin Thomas Müllers Arbeit nimmt den bislang in der literaturwissenschaftlichen wie auch philosophischen Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche vernachlässigten lyrischen Nachlass aus der Zeit zwischen 1850 und 1869 in den Blick. Anschließend an eine grundlegende Einführung in das Thema wird Nietzsches Jugendlyrik überblicksartig vorgestellt mit Schwerpunkten zur Editions- und Forschungsgeschichte, zu literaturgeschichtlichen Kontexten sowie zu den autoreflexiven Aufzeichnungen des jungen Nietzsche, die das Thema (lyrischer) Dichtung umkreisen.

Die vorliegende Publikation enthält zudem eines heutigen materialorientierten Standards entsprechende Faksimile-Edition mit diplomatischer Transkription des Manuskripthefts Mp I 22 von 1858. Das kulturgeschichtliche Erkenntnispotenzial in Nietzsches Jugendgedichten wird abschließend in einer textgenetischen und historisch kontextualisierenden Analyse der edierten lyrischen Texte aus Mp I 22 deutlich.

Jonas Narchi (Hg.)

Anselm von Havelberg, Epistola apologetica

Klöster als Innovationslabore, Band 13

Schnell & Steiner, 2024

Mit Sprachgewalt und innovativen Argumenten nimmt Anselm von Havelberg in seinem Verteidigungsbrief die weltzugewandten Regularkanoniker gegen Kritik vonseiten der Mönche in Schutz. Erstmals erscheint diese zentrale Quelle zu Geschichte und Spiritualität religiöser Gemeinschaften im Hochmittelalter nun in einer kritischen Edition mit deutscher Übersetzung und Sachkommentar.



Akademie öffnete die Tore am Tag des offenen Denkmals

Die diesjährige Teilnahme der Heidelberger Akademie der Wissenschaften am Tag des offenen Denkmals stieß auf große Resonanz. Mit etwa 200 Besuchern zeigte sich das Publikum sehr interessiert sowohl an dem historischen Gebäude als auch an der Institution und der Arbeit der Akademie. So konnten sich die Besucher im Rahmen einer Ausstellung im Vortragssaal, bei der sich zusätzlich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus insgesamt acht Forschungsstellen mit jeweils einem Stand präsentierten, über die Akademieprojekte informieren. Mehrere Führungen von Prof. Dr. Andreas Deutsch, Forschungsstellenleiter des Projekts „Deutsches Rechtswörterbuch“, durch das Gebäude und den Hofgarten gaben sachkundige Einblicke in die Historie des ehemaligen Großherzoglichen Palais am Karlsplatz sowie in die Akademie als Landesakademie von Baden-Württemberg mit ihrem Auftrag, ihrer Forschung und ihrem Wirken.



1848 im Rückspiegel: Resonanzen einer europäischen Revolution

Akademievorlesung 2024 mit Professor Sir Christopher Clark

13. November 2024

18:00 Uhr

Alte Aula der Universität Heidelberg

Auf einem Kalender oder einer Zeitachse betrachtet, scheinen die Ereignisse der Geschichte sich immer weiter von uns zu entfernen. Die Wahrheit ist jedoch, dass wir eine nicht lineare Beziehung zur Vergangenheit haben. Es gibt Momente, in denen eine Geschichte, die als abgeschlossen und in der Vergangenheit eingeschlossen galt, plötzlich in unsere Nähe rückt. Dieser Vortrag fragt nach den heutigen Resonanzen der Revolutionen von 1848/49 und des Jahrhunderts, in denen sie stattfanden.

Professor Sir Christopher Clark ist Regius Professor für Geschichte an der Universität von Cambridge.



Mächtiger als das Schwert – Freiheit schreiben

Ausstellung im Universitätsmuseum und Betriebswerk bis zum 19. Dezember 2024

Am 11. Oktober 2024 wurde die Doppel-Ausstellung „Mächtiger als das Schwert – Freiheit schreiben“ mit zwei Vernissagen eröffnet. Im Universitätsmuseum begann der erste Teil mit fachkundiger Einführung der Kuratorin Dr. Martina Köppel-Yang sowie den Akademiemitgliedern Barbara Mittler und Lothar Ledderose. Die zweite Vernissage erfolgte im Betriebswerk, wo vor allem großformatige Exponate gezeigt werden. Dort kamen neben der Kuratorin auch die Künstler Yang Jiechang und Huang Rui sowie Harald Kröner selbst zu Wort. Die Ausstellung zeigt zeitgenössische Positionen von Künstlern chinesischen Ursprungs, die sich des Potentials von Kalligraphie und Kunst, das eine lange Tradition in China hat, bedienen. Die Werke umfassen Malerei, Kalligraphie, Skulptur, Fotografie und Video. Sie verbinden traditionelle Elemente – Techniken, Materialien und Ästhetik – mit zeitgenössischen Konzepten und Medien. Spannend, unorthodox und humorvoll zeichnen sie ein lebendiges Bild der zeitgenössischen Kunst in China und in der Diaspora. In dieser Doppel-Ausstellung werden durch die Auswahl der Werke Autonomie und Authentizität sowie Ambiguität von Freiheit besonders deutlich.

Die Ausstellung findet im Rahmen des Wissenschaftsjahres 2024 – Freiheit statt, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird. Zugleich ist sie Teil der Reihe „PERSPEKTIVE: FREIHEIT“ der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften. Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften führt mehrere Veranstaltungen unter dem Titel „VOM WILLEN ZUR FREIHEIT – CHINA IM GLOBALEN KONTEXT“ durch, die in Kooperation mit Heidelberger Partnern veranstaltet werden.

Weitere Informationen: www.hadw-bw.de/ausstellung-freiheit-schreiben



Freunde und Mäzene – Verein zur Förderung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften e.V.



VEREIN ZUR FÖRDERUNG
DER HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

Aufgabe des Fördervereins ist es, diese im deutschen Südwesten einzigartige Forschungseinrichtung ideell wie materiell zu unterstützen.

Den Mitgliedern des Fördervereins ist es wichtig, dass sich die Wissenschaft uneingeschränkt in der Akademie entfalten und erneuern kann, dass gezielt auch junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihrer Karriere unterstützt werden und dass der Dialog zwischen Wissenschaft und der Öffentlichkeit verstärkt wird. So wurde 2009 die jährlich stattfindende Heidelberger Akademievorlesung ins Leben gerufen, bei der Gelehrte von Weltrang zu Vorträgen nach Heidelberg eingeladen werden.

Wir freuen uns, wenn Sie Mitglied im Förderverein werden. Tragen Sie aktiv dazu bei, dass das kulturelle Gedächtnis erhalten bleibt. Fördern Sie Spitzenforschung und unterstützen Sie junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Gestalten Sie die Zukunft der HAdW mit!

MITGLIEDSBEITRÄGE

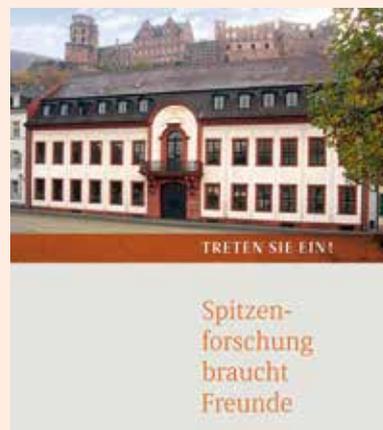
- » Einzelperson 60 Euro (Mindestbetrag)
- » Unternehmen/Institutionen 600 Euro (Mindestbetrag)

KONTAKT

Karlstraße 4 | 69117 Heidelberg
Telefon: 0 62 21/54 32 66
Telefax: 0 62 21/54 33 55
Internet: www.foerderverein.hadw-bw.de
E-Mail: foerderverein@hadw-bw.de

SPENDENKONTO

Deutsche Bank AG Heidelberg
IBAN DE49 6727 0003 0043 5255 00
BIC DEUT DE SM 67



Impressum

Athene – Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 2/2024

Herausgeber: Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Karlstraße 4, 69117 Heidelberg
E-Mail: hadw@hadw-bw.de · Webseite: www.hadw-bw.de

Vorstand:

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans-Georg Kräusslich (Präsident)
Prof. Dr. Sabine Dabringhaus (Sekretarin der Philosophisch-historischen Klasse)
Prof. Dr. Lutz H. Gade (Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse)

Redaktion: Dr. Herbert von Bose, Uta Hüttig, Benedikt Pfalzgraf (Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der HAdW) sowie Caroline Bleser (Referat Wissenschaft und Digitale Infrastruktur)

E-Mail: presse@hadw-bw.de, Telefon: 06221-543400

Foto- und Abbildungsnachweis (sofern nicht bereits a.a.O. angegeben):

Seiten: 3 (HAdW/Schwerdt), 6 Abb. 3 (privat), 21 (Wikimedia Commons), 22 (privat), 27 (Kaner, Simon (2002). Trouble in the Japanese Lower and Middle Palaeolithic, 31-33, Abb. 1-5 (Forschungsstelle „Buddhistische Steinschriften in China“ der HAdW), 34 (Verlag C.H. Beck), 38 Porträt von Zygmunt Kempicki (<https://x.com/AuschwitzMuseum>), 38 und 39 Deckblätter (Universität Heidelberg), 40 (HAdW/von Bose), 41 beide Abbildungen (Pixabay/Gerd Altmann), 42 A. Saratzaga (privat), Foto von Personalrat (HAdW/Hüttig), 43 D. Geyer (Yvonne Berardi), K. Starke (privat, Wikimedia Commons), K. Dransfeld (privat), E. Jayme (Max Koot Studio Den Haag), 44 H. J. Specht (privat), H. Haken (StagiaireMGIMO), W. Raible (privat), 45 S. Brendle (privat), L. Bruckner-Tuderman (privat), J. Leonhard (Universität Freiburg), J. Stachel (Martin Fleck, Wikimedia Commons), S. Arend und S. Tittel (privat), N. Rauscher (HAdW/T. Schwerdt), 46 V. Wagner (Ulrike Sommer), L. Ledderose (Shanghai Archaeological Forum), 48 Tag des offenen Denkmals (HAdW/von Bose), Chr. Clark (ZDF/T. Schult), 49 alle Fotos (HAdW/von Bose)

Gestaltung und Druck:

Zentralbereich Neuenheimer Feld (ZNF), Abt. Print + Medien
Das Magazin „Athene“ erscheint zweimal im Jahr in gedruckter Auflage und als Online-Version auf www.hadw-bw.de
Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Mai 2025

An- und Abmeldung:

Sie können das Magazin „Athene“ abonnieren und jederzeit wieder abbestellen unter: www.hadw-bw.de/abo



**HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN**
Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg